

MEISTER, OSKAR,

# Thajabilder : Touristische Federzeichnungen

Olmütz : [S.n.],  
1883

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find*: Use the full-text search of individual terms\*
- *Copy & Paste Text and Images*: Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)\*

\* Not available in every eBook.

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

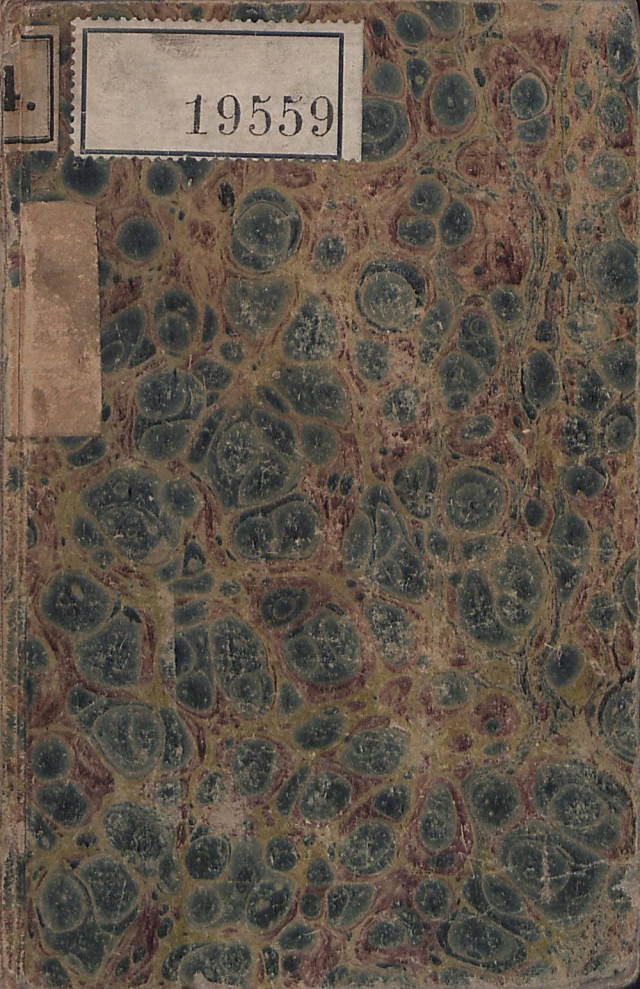
- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/vkol/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Czech: <http://books2ebooks.eu/odm/html/vkol/cz/agb.html>
- Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/vkol/de/agb.html>

## More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>



The image shows the front cover of an old book. The cover is decorated with a marbled paper pattern featuring large, irregular, circular or oval shapes in shades of green and blue, set against a background of brown and tan. At the top center, there is a white rectangular label with a decorative, scalloped border. The number '19559' is printed in a black, serif font on this label. To the left of the label, there is a small, rectangular piece of light-colored paper or tape. The overall appearance is that of a well-used, antique book.

a

2242

XLIV. h. 64.







287  
30/12

# Thajabilder.

Touristische Federzeichnungen

von

Oskar Meister.



Olmütz, 1885.

Buchdruckerei f. Slawik





# Thajabilder.

Touristische Federzeichnungen

von

Oskar Meister.



Olmitz, 1885.

*blomonic*

Buchdruckerei f. Slawik.

Chaparrillo

19559

Doctor Miller

Smithsonian Institution

Washington, D. C.



## Einleitung.

Wenn unser schönes Mährerland nach außen hin sich bis jetzt noch immer nicht jene allgemeine Bekanntschaft und Würdigung erringen konnte, die es unstreitig unter den Kronländern Oesterreichs verdient, so trägt — seien wir aufrichtig und gestehen wir es offen — weniger das Land als solches die Schuld daran, wohl aber sind wir, seine Bewohner, seine Kinder, die durch Unterlassung einer patriotischen Pflicht sündigenden Schuldträger.

Kalt und unberührt gehen wir an den wirklichen Vorzügen unseres Vaterlandes vorüber und fahnden außerhalb seiner Grenzmarken mit einer Gier, die unsere Gleichgiltigkeit innerhalb derselben wo möglich noch übertrifft, nach Vorzügen, denen gar oft nur die launische Mode ihren mehr oder minder eingebildeten Werth aufgedrückt hat.

Bei einem mitunter ganz unverhältnißmäßigen Aufwande von Zeit, Geld und Mühe suchen wir in ferner Fremde, was wir bei richtig angelegtem Maßstabe und bei unverwöhnten Ansprüchen

so bequem und billig in unserer engsten Heimat finden können; denn für Jeden wohl, der den offenen, pietätswarmen Sinn und das unverfälschte, das natürliche Verständniß dafür hat, bildet dieselbe eine ergiebige, frisch sprudelnde Quelle voll touristischer, historischer und mythischer Schätze.

Um romantische oder idyllische Landschaftsbilder zu schauen und ihren geheimnisvollen Zauber auf die Phantasie wirken zu lassen, um den Geist an geschichtlichen Erinnerungen zu erheben und zu klären, um das Gemüth pietätsvoll zu erwärmen an den Geburtsstätten großer Männer und sich hiedurch selbst groß fühlen zu können, um endlich mythischen Anflängen an eine märchenumsponnene Vorzeit lauschen zu dürfen, fürwahr! dazu thut es nicht Noth, erst auswärts zu pilgern, erst in die Ferne zu schweifen, liegt ja doch des Guten Viel so nahe.

Wohin wir auch den spähenden Rundblick werfen mögen, überall, auf den dunkel bewaldeten Gebirgszügen des Nordens und Ostens, auf den höhlen- und quellenreichen Hügeln des Westens, auf den weimbekränzten Geländen und den burgengekrönten Felsklippen des Südens, wie auch in den dazwischen ausgespannten fruchtbaren Thalniederungen des Mittellandes stoßen wir auf bunte, wechselvolle Bilder, die den Wanderer

durch die düstere Gluth ihrer Romantik bald unheimlich überraschen, bald mit dem heiteren Glanze ihrer idyllischen Reize wohlthuend anheimeln und zur Rast und Ruhe, zum Bleiben einladen.

Haben wir auch nicht wie Italien und Griechenland eine klassische Vergangenheit — man müßte denn die wiederholten Zusammenstöße unserer quadiſch-marfomanniſchen Altvorderen mit den Römern, von welchen, durch die Geschichte beglaubigten Thatsachen man noch im Süden des Landes einige von unseren kriegerischen Ahnen uns vererbte Spuren entdecken will, etwa klassisch nennen — so haben wir doch eine alte glorreiche Geschichte, die in ferne graue Zeiten zurückgreift, wo, des Marfomannenhäuptlings Marbod, eines Zeitgenossen Christi, und des Rugierkönigs Fava (Seletheus) zu geschweigen, ein Swatopluk in den karlingischen Tagen ein unabhängiges großes Mährerreich schuf, das achtungsgebietend da stand und kühn und feck zwischen der Elbe, Oder und Weichsel bis zur Donau, Theiß und Drau sich ausstreckend, sein Jahrhundert in die Schranken forderte.

Mit Stolz füllt sich unsere Brust, wenn wir die stattliche Reihe berühmter Mährer ins Auge fassen. Comenius, der auf dem Gebiete der Volksbildung und des Unterrichtswesens bahnbrechend



wirkte, Karl v. Zierotin, der durch seine Menschen- und Vaterlandsiebe stets als ein leuchtendes Vorbild gelten wird, Sonnenfels, der durch sein literarisches und juridisches Wirken und Streben in Oesterreich unsterblich geworden ist, Sealsfeld-Postl, der glorreiche Dichter beider Hemisphären zc., sie alle sind Männer, die sich durch ihr Schaffen und Thun für alle Zeiten den Dank ihres Vaterlandes erworben haben und deren Andenken demselben stets zu hohem Schmucke gereichen wird.

Außer den hier nur ganz flüchtig berührten landschaftlichen und geschichtlichen Schätzen unserer Heimat hat sich über dieselbe, wie oben bereits erwähnt worden, eine farbenprächige Sagenflora gebreitet, die an vielen Orten, wie in Dovina\*), Welehrad, Helfenstein, Eichhorn, Pernstein, Rabenstein, Spielberg, am Julius- und Blasiusberge in Olmütz zc. bis zum heutigen Tage mächtig fortlebt. Die christliche Legende und die heidnische Mythe bevölkern noch immer den Phantasiebegabten sagenumrankte Stätten, waldumnachtete Burgtrümmer und die einst heidnischen Göttern heiligen Berge mit christlich-heidnischen Reckengestalten deren markige Poesie uns ein kräftiger Urwaldsathem, wie Lindenduft, wie Harzgeruch und Eichenhauch entgegenweht.

---

\*) Altstadt bei Ung.-Hradisch.

Zählen wir zu all' dem noch den regen Gewerbesleiß, den hohen Aufschwung der heimischen Landwirthschaft und die sonstigen Bürgertugenden, wodurch unser Kronland sich auszeichnet, so dürfen wir uns Angesichts so vieler Vorzüge stolz als Mährer fühlen und mit gehobener Stimmung müssen wir es anerkennen, daß Mähren eine der edelsten Perlen bildet in der herrlichen Kaiserkrone des stets aller Ehren vollen Oesterreichs.

An uns also liegt es, diese vielen Vorzüge auch auswärts durch Wort und That zur wohlverdienten Geltung und Anerkennung zu bringen.

Dem Titel dieses Büchleins entsprechend, wollen wir unsere Rundreise im südlichen Mähren beginnen. Und zwar soll für dieses Mal unser Besuch den burgenreichen Klippenufern der Thaja in ihrem Mittellaufe gelten. Schon bei der Aristokratie des Mittelalters scheint dieses Flußgebiet den höchsten Anwerth gefunden zu haben, wenn anders das hier auffallend häufige Vorkommen von Ritter-Schlössern als Beweis dafür aufzufassen ist.

Bekanntlich entspringt die Thaja aus zwei Quellbächen desselben Namens, deren einer, die sogenannte böhmische Thaja unweit der böhmisch-mährischen Grenze entspringt, während der andere, die sogenannte deutsche Thaja in Niederösterreich

seine irdische Wanderung beginnt. Im letztgenannten Lande, bei Raabs, vereinigen sich die zwei Arme zu einem Fluße, der unweit von Freistein die Grenze nach Mähren durchbricht.

Im nordöstlichen Laufe fließt er sodann bis Döttau und durchströmt von hier an bis Znaim in südöstlicher Richtung mit zahlreichen Krümmungen ein fast vier Meilen langes, herrliches Waldthal, dem Wolny in seiner Topographie den Ehrennamen „mährische Schweiz“ ertheilt hat, und das, seitdem Znaim mit Wien durch die Eisenbahn in Verbindung gebracht ist, viele Touristen heranlockt. Vier- bis sechshundert Fuß hoch fallen die burggeschmückten Felswände in den Fluß herab, während sich ringsum unentweihete Waldgründe ausbreiten. Abwärts von Znaim erweitert sich das Thal allmählig zu einer ausgedehnten Ebene, die Ufer der Thaja werden flach, sumpfig und einförmig und statt des romantisch-poetischen Schimmers, der den jugendlichen Fluß bisher so anmuthig geziert, ist er alt geworden und schleicht nun trostlos prosaisch und aller Reize bar, müde und matt dahin.

Aber nicht nur wie Prosa zur Poesie verhält sich die untere Thaja zur mittleren und oberen, sondern Angesichts der großartigen Schloß- und Parkanlagen des Fürstenthums Eisgrub mit seiner



weltberühmten Feenpracht drängt sich ferner noch der Vergleich zwischen Kunst und Natur auf.

Doch da wir uns trotz der phantastischen Pracht dieses blumenumgürteten Schlosses, das durch seine wirklich verblüffenden Wunder menschlicher Kunst selbst auf den kühlfsten Beschauer herauschend wie ein orientalisches Zaubermärchen aus „Tausend und Eine Nacht“ wirkt, nicht bannen zu lassen gesonnen sind, wir vielmehr vorläufig es nur mit dem Mittellaufe der Thaja zu thun haben, so eilen wir, die altherrwürdigen Städte Nikolsburg und Eundenburg sowie die Polauer Berge mit der sagenreichen Maidenburg zc. bei Seite lassend, diesem unserem Ziele zu, um den Schmuck zu schauen, in den sich die Natur hier gehüllt hat. Freigebig hat sie ihre einfachen und doch so schönen Reize auf Berg und Thal gestreut und zu Nuß und Frommen ihrer Freunde und Verehrer zurecht gelegt.

Überraschen zwar die mittleren Thajagestade den ästhetischen Pilger nicht mit jenen architektonischen Naturwunderwerken, die wir in den Alpen und Karpathen überwältigend aufgebaut und wahrhaft schwindelerregend emporgethürmt finden, so wirken trotzdem die hier dem Auge sich bietenden landschaftlichen Scenerien auch in ihrem verjüngten Maßstabe durch ihre bunten Formen

und Farben und durch ihre mannigfachen Contraste eindrucksvoll und erhebend. Das Walten derselben Natur, die wir in den himmelanstürmenden Gletscherriesen voll heiliger Scheu anstaunen und bewundern, wir finden dieselbe Natur, nur in einem anderen Walten auch hier im Hügellande wirksam.

Im Einklange mit den Ansprüchen der Gegenwart, die in allem ihren Thun und Lassen eine gewisse Bequemlichkeit liebt, wollen wir, um nicht müde zu werden von unserer Wanderung, dieselbe nicht von Einem Ausgangspunkte aus in Einer Tour unternehmen, sondern wir werden brav Stationen halten und diese Stationen als Ausgangspunkte unserer Ausflüge benützen. Die erste Station sei Znaim.



## I.

### Z n a i m.

(Rabenstein, Markomannenlager, Königsthron, Teufelsmühle, Salamanderthal, Sealsfieldstein.

„Hier möchte ich wohl wohnen; so lieblich und freundlich ist die ganze Gegend, selbst unter dem Schnee.“

Seume: Spaziergang nach Syrakus.

Außer dem oben als Motto gebrauchten Urtheile des wanderlustigen Dichters, dem in Teplitz nun ein Denkmal errichtet worden ist, hat Znaim wegen seiner freundlichen Lage auch noch weitere Urtheile in ähnlichem Sinne erfahren. Der reizenden Umgebung der alten Mährerstadt und ihrer historischen Bedeutung hat überhaupt eine günstige Anerkennung nie gemangelt. Dr. Ludwig Goldhamm, der bekannte Dichter des „Landrichter von Urbau“ bezeichnet Znaim als die heiterste aller mährischen Landstädte mit ausgesprochen historischem Charakter und romantischer Umgebung.“

Weil wir von dem in nächster Nähe von Znaim befindlichen Dorfe Urbau sprechen, so sei bemerkt, daß in jüngster Zeit in dem an Urbau

sich anschließenden Orte Kallendorf im Jahre 1881 ein nicht uninteressanter archäologischer Fund gemacht worden ist.\*)

Franz Alexander Heber nennt in seinem illustrierten Werke „Mährens Burgen und ihre Sagen“ (Verlag des artistisch-typographischen Institutes von C. M. Medau, Prag 1848) „Znaim eine altberühmte Stadt mit den köstlichsten Ausflügen, die ein Mährer je in seinem Vaterlande unternehmen kann und die ein gleiches Interesse für Maler, Dichter und Archäologen haben.“

Dr. Adolf Schmidl, ein gefeierter vaterländischer Geograph, erklärt Znaim für die, durch Geschichte, Denkmäler und Lage interessanteste aller der kleinen Städte in der Umgebung Wiens und bezeichnet daher einen Ausflug hierher als einen ungemein lohnenden.

---

\*) Gymn.-Professor Kommerz in Znaim berichtet über diesen Fund an das „Notizen-Blatt der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde“ in Brünn: „Im Monate Mai 1881 wurde mir von dem hiesigen Buchhändler, Herrn E. Ritter v. Haberler, ein kleines Erzstück gezeigt, das ein Landmann aus dem nahen Dorfe Kallendorf ihm in der Meinung, es sei goldhaltig, zur Ansicht gebracht hatte. Da derselbe auch erwähnte, es seien große Klumpen auf einem Acker seiner Gemeinde herausgezogen worden, und ich somit hoffte, an einem größeren Stücke die Provenienz des Erzes leichter zu erkennen, so begab ich mich sogleich nach Kallendorf und ließ mich von dem glücklichen Finder und Besitzer der Erzklumpen, Johann Kurzweil, zu der Fundstelle führen, wo sich auch die Fundobjekte noch befanden. Etwa 600 Schritte in nordwestlicher Richtung von der Ortschaft, auf jener Anhöhe, die von der Kaiserstraße

Viel- und weitgereiste Touristen der jüngsten Gegenwart endlich haben den Thajafluß aufwärts von Znaim, das durch die Eisenstraße ein Vorort Wiens geworden ist, wegen seiner burgen- und rebengezierten Ufergelände wiederholt einen „Rhein en miniature“ genannt.

In allen diesen Urtheilen sehen wir außer auf die touristischen Reize besonders auf den historischen Charakter Znains den größten Nachdruck gelegt und wir erkennen es daher als unsere Pflicht, seine geschichtliche Entwicklung mit Beiseitelassung trockener Daten in knappen Umriffen zu bringen.

Wenn auch die Geschichte der ehrwürdigen Thajastadt eine uralte ist, so haben doch die wiederholten Versuche ptolomäische und strabonische Ortsnamen, wie Medoslanium, Phurgisatis,

gegen Kallendorf abfällt, wurde der Fund erschlossen; ziemlich große Steine bezeichnen nur noch die Stelle. Nicht ohne gewisses Mißtrauen wurden nach und nach 15 Erzstücke unter den Steinen hervorgeholt und vorgewiesen.

Ueber die Art und Weise der Auffindung erzählte Johann Kurzweil beiläufig folgendes: Beim Umgraben des Feldes sei er mit dem Grabscheite auf einen Stein gekommen; mit der Heraushebung desselben beschäftigt, habe er wahrgenommen, daß sich noch mehrere Steine dort befänden; er habe deßhalb die obere Erdschichte entfernt und so sei ein an den Seiten mit Steinen umkleidetes „Grab“ zum Vorschein gekommen. In der Mitte dieser Grube seien die Erzklumpen nebst einer Menge von Thonscherben, umgeben mit einer mit Kohle und Asche reichlich vermengten Erde gelegen. Die von ihm herausgehobenen Steine trugen auch wirklich deutlich Feuer Spuren an sich. Da er dieser Entdeckung keine weitere Bedeutung zuschrieb, so hatte er die



Phurgisutes zc. mit ihren ersten Anfängen in Verbindung zu bringen, immerhin nur einen mythischen Werth.

Die Entwicklung der Stadt aus dem Burgflecken Znaim ist die aller alten Städte. Folgen wir nämlich ihren Geschicken bis zur historisch beglaubigten Urgeschichte (beiläufig um das Jahr 1000), so erblicken wir in der heutigen Altstadt eine kleine Gruppe dürftiger Häuschen und Hütten, die schutzsuchend sich eng an die Burg drängen, um unter deren bergendem Schutz und Schirm möglichst geborgen zu sein vor dem rohwaltigen Faustrecht der mittelalterlichen Aera — Gewalt und Recht stehen übrigens auch noch heute, im Zeitalter der Humanität, in demselben Verwandtschaftsgrade wie damals — um möglichst gesichert zu sein vor den Übergriffen und

---

Grube leider sogleich wieder verschüttet. Ueber die Größe derselben befragt, gab er an, ein Mann hätte bequem darin liegen können.

Wenn auch alle von dem Finder angegebenen Umstände darauf hinzudeuten schienen, daß man es im vorliegenden Falle mit einem prähistorischen Grabe zu thun habe, so führte mich die eigenthümliche Form der Erzklumpen, welche sie nur von einer schalenförmigen Erdvertiefung annehmen konnten, ferner die jetzt noch sichtbaren Blasen, die das Erz im siedenden Zustande geworfen hatte, zu der Vermuthung, daß die Fundstelle eine vorgeschichtliche Schmelzstätte sei.

Es stimmten ja doch fast alle Momente vollkommen überein mit der Beschreibung der Eisenschmelzstätte, die Dr. H. Wankel in seinem Werke: Prähistorische Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren S. 30 f. giebt und die im Auszuge hier anzuführen ich mir erlaube.

Dr. Wankel unterscheidet zwei Schmelzprocesse;

der Willkürherrschaft der vielgepriesenen alten, guten und frommen Zeit.

Für diesen Schutz, den die feste Burg dem allmählig sich entwickelnden Städtchen in seinen ersten Anfängen gönnte, übte die erstere auf das letztere gewisse Vormundschaftsrechte aus; das kleine Städtchen stand zur stolzen Burg in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse und die sich im Schutze der Ritter bergenden Bürger verehrten in diesen ihre strengen Herren und Gebieter, später sogar im Fortschritte der Zeit und im Rückschritte der Feudalmacht fürchteten sie in ihnen ihre raub- und fehdegierigen Despoten.

Als jenseits der Alpen der frischpulsirende Hauch von Bürger- und Städtefreiheit trotz aller Gegenströmung vom hohenstauffischen Kaiserhofe, dem bei allen seinen sonst so hervorragenden

---

der allerälteste war wohl der, daß man in einen erhöhten festen Boden einen vertieften Herd machte, ihn mit einigen Steinen umsetzte, ihn dadurch tiefer machte, und dann das Erz mit Kohlenfeuer, welches durch Blasebälge heftiger gemacht wurde, niederschmolz. Die zweite Art, weit complizirter, als die jüngere bezeichnet, war die nachstehende: Es wurde eine zwei Meter lange und ein Meter breite und ebensotiefe Grube gegraben, in dieselbe ein 35—36 Centimeter hoher Tiegel gestellt. Nahe am Boden dieses Tiegels waren ringsherum vier bis sechs thönerne Röhren angebracht, die sich nach abwärts neigten und mit ihrem Kanale in den Tiegelraum, mit dem freien abgerundeten Ende aber in eine kleine, in den Boden der Grube gemachte schalenförmige Vertiefung mündeten. Nachdem das Schmelzgut sammt Kohle in den Tiegel gethan ward, wurde rings um den Tiegel die Grube mit Brennstoff angefüllt, derselbe angezündet und von beiden Seiten mit einer Blaspvrichtung in das Feuer geblasen und

Tugenden die Bürgerfreundlichkeit des sächsischen Städtegründers (Heinrich I.) leider völlig fremd war, immer gewaltiger anschwell, — als die Erfindung des deutschen Mönches Berthold Schwarz das ganze Anwesen des anachronistischen Ritterthums mit rollendem Donnergetöse in seinen Grundfesten erschütterte und somit den ehemaligen Werth von Burgen und festen Schlössern in wohlberechtigte Frage stellte, als endlich Handel und Industrie das fleißige, rühr- und regsame Bürgerthum in dem Grade bereicherten, als der rohe, träge Adel durch Indolenz und Unthätigkeit verarmte, da machte der Zeitgeist, gestützt auf Gutenbergs unsterbliche Kunst, die der aus Knechtesbanden erlösten Freiheitsidee ein tausendfaches Echo erweckte, gebieterisch seine Rechte geltend und übertrug den Städten die Cultur-

so die Gluth angefacht, bis das geschmolzene Eisen durch die Röhren in die schalenförmige Vertiefung abfloß.

Obgleich die Kallendorfer Fundstätte, wie man leicht ersieht, eine größere Aehnlichkeit mit dem zweiten Schmelzverfahren zeigt, so glaubte ich dennoch, auch das erste oder ältere Verfahren hier anführen zu sollen, weil ich der Ansicht bin, daß in dem vorliegenden Falle eine Kombination beider Schmelzprozesse constatirt werden kann. Bei dem ersten fehlt der Tiegel, bei dem zweiten die Steinumkleidung; in der Kallendorfer Fundstätte kamen aber beide Objekte vor. Um mir jedoch sowohl bezüglich der Fundstelle, als auch bezüglich des Erzes, das ich für Bronze ansah, volle Gewißheit zu verschaffen, wandte ich mich an den Herrn Hofrath v. Hochstetter, den Vorsitzenden der prähistorischen Commission in Wien, und sandte ihm zugleich die von mir angekauften Fundobjekte ein. In bereitwilligster Weise wurde mir von ihm die Vornahme



mission, die in den alten Burgen so lange missverstanden und misachtet worden war.

So sehen wir auch Znaim allmählig sich befreien von Feudalismus und Hierarchie und aus eigener Kraft sich auf eigene Füße stellen, hiebei weder von den ritterlichen Znaimer Burgherren noch von den benachbarten geistlichen Brucker- und Pöltnerberger Stiftsherren besondere Notiz nehmend.

Unter solchen Umständen und Angesichts der in der alten Lehre angesammelten Mißbräuche, die das satyrische Genie des zeitgenössischen Johann Fischart in Mainz „sternamhimmlige und sandimmeerige“ nennt, war es nur folgerichtig, daß die Reformation so glänzend durch alle Stadthore und in Aller Gemüther einziehen und von fast allen Kirchen Besitz ergreifen konnte.

einer Analyse und seine schätzenswerthe Beurtheilung der Objekte zugesprochen, welche nach einiger Zeit auch wirklich eintraf und dahin lautete, daß die Kallendorfer Fundstelle eine prähistorische Schmelzstätte sei, wo stark arsenhaltiges Kupfer geschmolzen wurde.

Zum Schluß nur einige Worte über die gleichzeitig aufgefundenen Gefäßfragmente und die Verwendung der Erzklumpen. Die in ziemlich großer Anzahl gesammelten Tiegelreste lassen deutlich zwei Arten erkennen. Die einen gehörten einem großen Gefäße an, dessen obere Oeffnung, wie aus einem erhaltenen Randstücke zu ersehen ist, einen Durchmesser von 21 Centimeter hatte. Die Wandstücke zeigen eine Dicke von  $1-1\frac{1}{2}$  Centimeter. Das Material ist ein mit Kohle gefärbter und mit groben Quarzkörnern gemischter Lehm; Außen- und Innenseite der Gefäßfragmente jedoch ist mit einem andersartigen Lehm angestrichen, wie dieß die Fingereindrücke und die blaßroth gebrannte Oberfläche beweist. Während es den

Selbst einzelne Burgherren, wie Wilhelm von Raupova zc. der später bei Gelegenheit des Prager Fenstersturzes eine nicht unerhebliche Rolle spielte und sich von den böhmischen Ständen — freilich nur auf kurze Dauer — die Kreuzherrn-Probstei Pöltzenberg schenken ließ, huldigten dem Evangelium.

Es kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Gräueln und seiner Gegenreformation. Znaim, dessen Geschichte seit dem zehnten Jahrhunderte mit den Geschicken der babenbergischen, przemyslidischen, habsburg'schen und luxemburg'schen Dynastengeschlechter stets innig verflochten gewesen, und das wegen seiner unverbrüchlichen Treue an das angestammte Herrscherhaus ähnlich wie Wiener-Neustadt das Prädikat „allezeit getreue Stadt“ sich erworben hat, mußte in dieser grausen Kriegszeit den Leidensbecher bis auf die Neige leeren.

Hatte das dreizehnte Jahrhundert durch den deutschenfreundlichen Ottokar I. in der Heranziehung von deutschen Ansiedlern aus Sachsen

Anschein hat, daß dieses große Gefäß aus freier Hand geformt wurde, verrathen die Ueberreste eines kleineren Tiegels unstreitig die Drehscheibe, sie sind zierlicher, glatter geformt; man vermißt in dem Materiale die groben Quarzförner, es fehlt bei ihnen auch jener mit anderem Lehm vorgenommene Anstrich. Verzierungen, welcher Art immer, sind weder bei der ersten noch bei der zweiten Art ersichtlich.

Von den aufgefundenen Erzklumpen habe ich als Geschenke dem k. k. Hofmuseum 2 Stück (im Gewichte von 2780 Gr. und 145 Gr.), dem Franzensmuseum in Brünn 1 Stück (950 Gr.) und dem Stadtmuseum in Znaim 1 Stück (1520 Gr.) übergeben.“



und Baiern für die Bevölkerung der Stadt gesorgt, so sorgte das siebzehnte Jahrhundert durch seine schrecklichen Kriegsgefahren für die Entvölkerung derselben. Langer Zeit bedurfte es, bevor sich Znaim von den Schlägen, die Torstenson und seine seit Gustav Adolf's Tode entartete Soldateska ihm geschlagen hatte, wieder erholen, bevor es wieder frei aufathmen konnte. Es theilte übrigens hierin das Loos fast aller alten Städte des heiligen, römischen Reichs deutscher Nation.

Generationen kamen und schwanden, ehe die mehr als decimirte Bevölkerung die eingerissenen Lücken wieder ausfüllen konnte. Zum Ueberfluß wüthete in den Jahren 1679 und 1680 eine mörderische Pestseuche in der Stadt und Umgebung.

Bis zum Jahre 1742, wo der preußische Fritz das historische Recht der Gewalt gegenüber der pragmatischen Sanction erprobte, gönnte die Kriegsfurie den heimatlichen Gauen wieder Ruhe und Frieden und auch Znaim fand somit Zeit und Muße die Segnungen des Friedens für seine bürgerliche und sociale Weiterentwicklung auszunützen. Im besagten Jahre ballten sich wieder schwere Wolken um den politischen Horizont und der österreichische Erbfolgekrieg legte der von Friedrich dem Großen besetzten Stadt eine Contribution von dreißigtausend Gulden auf.

Große Verdienste um den Bürgerstand erwarb sich der stets unvergeßliche Kaiser Josef II., der große Schätzer und Würdiger der Menschheit. Von der Ansicht ausgehend, daß der Reichthum eines Landes in dem Wohlstande seiner Bevöl-

ferung liege, suchte und verstand er mit der ihm eigenen Energie alle gemeinnützigen Interessen zu heben und zu fördern.

Der edle, josefinische Geist regte sich auch innerhalb der Mauern Znaims und in den Herzen aller Bürger hat er ein lebhaftes Echo wachgerufen, das bis auf unsere Tage seinen guten Klang nicht verloren hat und als Andenken des von seiner Zeit vielfach verkannten Kaisers ewig fortleben wird.

Nach Josefs II. Land- und Völker beglückender Regierung hatte die schicksalsreiche Stadt noch dreimal kriegerische Unbilden über sich ergehen lassen müssen.

In den Jahren 1805 und 1809 überschwenmte Napoleon I., der Cäsar des 19. Jahrhunderts, Stadt und Land mit seinen Kriegsvölkern, nachdem er die Schlachten bei Schöngraben und Wagram geschlagen und gewonnen.

Nachdem die türkische Cholera der Jahre 1831 und 1832 sich über ein halbes Tausend Opfer in Znaim geholt hatte, verhängte das siebente Jahrzehnt unseres Jahrhunderts am 13. Juli 1866 wieder die Schrecken des Krieges über diese friedlichen Gefilde und blieb die Stadt bis zum 4. September d. J. von preussischen Truppen besetzt.

Angeachtet aller Drangsale aber, die Krieg und Pest im Gefolge haben, dehnte und rührte sich Znaim dergestalt, daß die mittelalterlichen Ringmauern bis auf wenige Reste, die romantisch genug in die Gegenwart hineinblicken, barsten; an den Stätten wo Wall und Graben

an den Moder längst überlebter und zu Grabe getragener Zeiten erinnerten, wuchsen schattende Alleeen und schmucke Promenaden empor und an diese sich reihend erhoben sich stattliche Vorstädte. Auf den Stadterweiterungsgründen entstanden Gebäude, die dem modernsten architektonischen Geschmacke huldigen.

Die größte Errungenschaft aber ward dem emancipirten Bürgerstreben am 20. Jänner 1867; Znaim erhielt durch den glorreichen Kaiser Franz Josef I. sein eigenes Gemeindestatut und trat somit in die Reihe der autonomen Städte Mährens.

Bald darauf folgte auch die Einbeziehung Znaims in das eiserne Netz, das die Culturwelt immer mehr und mehr umspannt und aneinander rückt.

Sein Verständniß für den Charakter der neuen Aera, seinen Sinn für Humanität, für Freiheit und Bildung dokumentirte Znaim am sprechendsten durch seine Pflege des Schulwesens, in der es vielen Städten der Monarchie voranschreitet, denn aus und durch die Schule muß die gedeihliche Weiterentwicklung jeder Gemeinde hervorgehen.

So ist im Laufe der Zeiten aus der früheren Ritterburg die freie Bürgerstadt Znaim geworden.

Nachdem wir den historischen Entwicklungsgang Znaims zu zeichnen versucht haben, wollen wir nun die touristische Seite ins Auge fassen.

Daß Znaim sich seines landschaftlichen Werthes auch bewußt ist, hat es durch den im Jahre 1878 ins Leben getretenen „Anpflanzungs- und



„Verschönerungsverein“ bewiesen, der, dem deutschen Bürgerverein entsprossen, sich die schöne Aufgabe gestellt hat, kahle Stellen mit Baumwuchs zu bepflanzen und auf Wegen und Stegen Orientirungstafeln anzubringen.

Die oben erwähnten, durch einen von der Gemeinde eigens hiezu bestellten Gärtner wohlgepflegten Park- und Alleenanlagen im Süden, Osten und Norden der hochgelegenen Stadt flüchtig durchwandelnd, wenden wir uns zu dem westlichen Bergabhange. Unser eiliger Schritt auf dem Wege dahin, der in so manchem Steine in der ernstesten Sprache der Geschichte zu uns spricht, wird zwar mitunter gehemmt durch geschichtliche Reflexionen, indessen, trotz aller Pietät für die graue Geschichte werfen wir uns der grünen Natur in die Arme.

Eine Akazienanlage, die den Abhang ziert und die zu Ehren der Kaiserin Caroline den Namen der erhabenen Pathin trägt, führt auf einem vielfach gebrochenen Wege zur Thaja hinunter und hält in ihren stillumlaubten Ruheplätzen und in ihren mannigfaltigen Aussichtspunkten dem Bewohner Znaims zu allen Jahreszeiten eine Quelle des buntesten Naturgenusses offen.

Auf dem Carolinenberge schon, dessen höchste Stufe bis vor Kurzem dazu bestimmt war, nach vollendeter Arbeit sodann umrauscht von schattenden Bäumen, umrankt von duftenden Blüten und ummurmelt von den Fluthen der neuen Wasserleitung das Denkmal des im nahen Poppitz geborenen „Dichters beider Hemisphären“ zu

tragen, entwickelt sich vor dem erfreuten Auge ein wechselvoll- anmuthig Bild. \*)

Flußabwärts sehen wir über die Thaja und deren freundliche, fruchtbare Thaltriften fast dreißig Klafter hoch und hundertfünfzig Klafter weit den Riesenbau der Nordwestbahnbrücke gespannt. Aus gigantischen Granitquadern gefügt, streben ihre Pfeiler wie Thürme in die Luft und umfassen rahmenartig das Bild eines Gebäudes, das stattlich und imposant wie ein Fürstenschloß dasteht. Wir erkennen in dem stolzen Gebäude, das der erlauchte Kaiser Josef II. für ärarische Zwecke einzog, das ehemalige Prämonstratenser-Kloster Bruck, dem bekanntlich der Mönch Prokop Divisch, der erste Erfinder des Blitzableiters angehörte.

Der ursprünglich dem Mittelalter entstammende Bau nimmt sich zwischen den Brückenpfeilern wie ein altes Bild in neuem Rahmen aus, die Brücke selbst aber erinnert uns, daß Alles mit der Zeit seinen Uebergang finde, daß der Uebergang zwischen der Vergangenheit und der Zukunft die Gegenwart sei, daß unser kurzes Leben den Uebergang zur unendlichen Ewigkeit bilde. Bei der stolzen Betrachtung wie schön es hier dem menschlichen Geiste, der menschlichen Kunst gelungen, über das tiefe und breite Flußthal, das die Natur zwischen die Berge gelegt, eine Uebergangsbrücke zu spannen, drängt sich

---

\*) Das Sealsfield-Denkmal — aus dem Atelier des Professors Zumbusch stammend — wurde im Sommer 1881 auf der entgegengesetzten Seite der Stadt errichtet und am 25. Oktober desselben Jahres feierlich enthüllt.

uns der fromme Wunsch auf, daß es auch der menschlichen Liebe glücken möge, die von Haß, Neid und Mißgunst gerissenen, traurigen Schlünde und Klüfte im Menschenleben versöhnend auszufüllen.

Dicht neben uns entklimmt dem Carolinberge ein steiler Fels, dessen hoher Scheitel von der uralten, düsteren Przemyslidenburg Znaim mit dem Räuberturm und dem Heidentempel und dem heiteren grünbelaubten Bräuhausgarten gekrönt ist.

Die Behauptung, daß Wallenstein in dieser Burg seine berüchtigte Convention mit Kaiser Ferdinand II. abgeschlossen habe entbehrt sammt allen damit gebrachten romantischen Ausschmückungen jeder Begründung, denn in einer Sitzung des mährischen Landesausschusses im Jahre 1630 wird die Burg bereits als „verödet und abgebrannt“ bezeichnet. Geschichtlich begründeter scheint uns jene Tradition zu sein, die den allgewaltigen kaiserlichen Generalissimus um die obige Zeit in dem Gebäude der gegenwärtigen Bezirkshauptmannschaft wohnen und wirken, und den letzten Eurenburger, Kaiser Sigismund, zwei Jahrhunderte früher in einem andern Stadthause sterben läßt.

Archäologische Funde werden in der Umgebung der alten Burg noch immer gemacht. So wurde erst im Februar des Jahres 1882 bei der Grabung eines Brauhauskellers in der Nähe des Heidentempels ein ziemlich reichhaltiger Fund von zumeist vorgeschichtlichen Objecten erschlossen. Als besonders erwähnenswerth wurden damals genannt: 22 Arten von theilweise ornamentirten



Spinnwirteln, von denen ein Stück aus Bein, die übrigen aus Thon verfertigt sind; 4 kegelförmige Webstuhlbeschwerer, ebenso viele hartgebrannte Thonkügelchen, 2 bronzene Armreifen, 1 verstümmelte Glasrosette, 1 Beinnadel, 2 Beinpfriemen, 2 beinerne und ein thönernes Ornamentirungswerkzeug, 1 durchbohrter Eberzahn, 1 ziemlich regelmäßig geformter Spielwürfel aus Bein, eine größere Anzahl von bearbeiteten Hirschgeweihfragmenten, Thierknochenreste u. dgl. Von Steinartefacten fanden sich vor: 1 Meißel, 2 Fragmente durchbohrter Serpentinhammer und mehrere Schleifsteine. Die in großer Anzahl vorgefundenen Gefäßüberreste weisen die mannigfaltigste Ornamentik auf. Allem Anscheine nach dürfte die Fundstelle eine vorgeschichtliche Opferstätte gewesen sein.

Doch auch ohne alle solche archäologischen Reminiscenzen und ohne den romantischen Anflug an die Namen Wallenstein und Sigismund bleibt der Eindruck, den die Znaimer-Burg auf den Beschauer macht, ein pittoresk-romantischer.

Im Hintergrunde der Burg bietet uns die Kreuzherrn-Probstei Pöltenberg und ihre dunklen Wälder ihren Gruß und tief zu unseren Füßen sehen wir in einem wilden Felsenthale die rauschende Thaja gebettet, während auf den jenseitigen Lehnen Wein- und Obstgärten uns heiter entgegenlachen. Wenn die Frühlingssonne ihren Farbenglanz hieher entsendet und sie den Weinstock, den Kirsch- Pflirsich- und Mandelbaum in ihr buntes Gewand hüllt, wenn Laub und Blüthen in allen Tönen von Grün, Weiß, Rosa

und Roth prangen und Vogelsang und Blumen-  
duft die blaue Luft erfüllen: — dieses Alles im  
Bunde mit den soeben beschauten Scenerien wirkt  
ungemein stimmungsvoll.

So haben wir denn unseren Rundblick be-  
endet und eilen weiter, denn eilen müssen wir, da  
der für heute in Aussicht genommene Spazier-  
gang kein kleiner ist.

Am Fuße des Carolinenberges gelangen wir  
an die neue städtische Wasserleitung, welche seit  
fünf Jahren die so hoch über dem Flußbette  
schwebende Stadt mit Nutzwasser versorgt. Es  
ist das ein Werk, das wegen seiner genialen  
Anlage und musterhaften Durchführung als in-  
teressante Sehenswürdigkeit Znaims bezeichnet  
werden muß und das dem Schöpfer desselben  
dem Stadtbaurathe Ottokar Burghardt in Brünn,  
alle Ehre macht.

Theilweise hat der Wasserleitung eine Jahr-  
hunderte zählende Mühle, die sogenannte Stein-  
mühle, den Platz räumen müssen. Eine mächtige  
felswand hängt hier so drohend über unsern  
Weg, daß uns unwillkürlich eine gewisse Beklem-  
mung erfaßt und wir jeden Augenblick ein Le-  
bendigbegrabenwerden unter den gewaltigen Stein-  
massen fürchten.

Zwischen dem Burgfelsen und dem Mühl-  
graben kommen wir, stromaufwärts wandelnd,  
an die Mündung des Granitzbaches, der aus der  
wilden, Znaim und Pöltzenberg trennenden Gra-  
nitzschlucht \*) der Thaja zustürmt, die hier breit

\*) In diese Schlucht führt von Znaim aus seit  
neuester Zeit vom Burgberge ein steiler Fußsteig, der



und voll mit majestätischem Tosen über das Mühlwehr stürzt.

Nach der Ueberschreitung dieses Baches thürmt sich uns zur Rechten der senkrechte, einen hübschen Flußanblick gewährende Eliasfelsen auf, der dem Wege zwischen sich und der Thaja nur einen schmalen Raum gönnt und ihn bedenklich beengt. Die glatten Wände dieses Felskolosses sehen wir mit so vielen Touristennamen beschrieben, daß wir uns versucht fühlen, an ein steinernes Stammbuch in Riesenformat zu denken. Auch den „Allerwelts-Touristen Kyselak“ finden wir hier verewigt. Der Mann hat sich bekanntlich selbst seine zahllosen Denkmäler gesetzt und dadurch diese undankbare Aufgabe der Nachwelt erspart, ein Verdienst, daß alle Anerkennung verdient und zugleich ein Beispiel ist für alle Denkmals-süchtigen und solche, die es werden wollen!

Unter solchen, vielleicht etwas boshaften Be-  
 im Volksmunde den Namen „Schipkapaß“ erhalten hat. Ein in der neuesten Zeit aufgetauchter Plan ist der, die Snaim und Pöltenberg trennende Schlucht durch eine Brücke zu verbinden. Natürlich soll das an der engsten Stelle geschehen. Die Brücke würde an dieser Stelle 120 Meter Länge messen, und sich in einer Höhe von 60 Meter über den Granitzbach erheben. Dieselbe würde nach dem System der Kettenbrücken derart ausgeführt werden daß die Pfeiler am rechten und linken Bergrande, an welchen die Rollen der Ketten angebracht sind, gleichzeitig als Durchgang dienen und auch in der oberen Etage je ein Zimmer für den Wächter enthalten können. Die Enden der Kette werden im Felsen fest verankert. Die Breite der Brücke wird nach dem Projekte 2 Meter betragen und ist die Bedielung mit 5“ Pfosten angenommen, welche an angehängte Traversen, die mit einander verstrebt

trachtungen, wozu der arme Kyselak gewiß ganz unschuldig den Anlaß gegeben, stoßen wir auf das zwischen ephemerkrankten Felsenmauern, son- nigen Weinterassen und dunklem Gehölze male- risch gelegene Gasthaus „zum Rabenstein“.

Eine Anzahl von Kähnen lockt hier zur Gon- delfahrt, während ein schattiger Garten, der in seinem oberen Ende auf einen lindenduftenden Rasenplatz mündet, uns zur Rast und Stärkung ladet. Dieser von ehrwürdigen Räumen kühl be- schattete Rasenplatz ist an Sonn- und Feiertagen heiterem Tanze und lustigen Reigen gewidmet.

Wie der fidele Wiener will auch der ihm wahlverwandte, leichtlebige Znaimer an Sonn- tagen seine Freud' haben. Besonders das Kirch- weihfest macht diesen „Thaja-Prater“ alljährlich zum Tummelplatze aller möglichen Lustbarkeiten und hatte in früheren Zeiten die Bedeutung eines wahren Volksfestes, das aus Nah und fern ungezählte Menschenmengen hier versammelte,

und versteift sind, damit die Brücke dem Wind Wider- stand leistet und keinen Schwankungen ausgesetzt ist, angebracht sind. Die Belastung der Brücke ist per Qua- dratmeter mit 350 Kilo angenommen, so daß ungefähr 1000 Menschen sich ohne Gefahr gleichzeitig auf der Brücke befinden können. Das Geländer soll aus starkem Drahtgeflecht hergestellt werden, welches an den Hän- geeisen befestigt werden wird. Die Brücke würde kom- plett fertig um den Betrag von 12000 fl. aufgestellt werden, und ist in diesem Betrag nebst der Maurer- arbeit auch die Herstellung der Wege zu derselben mit einbegriffen. Selbstverständlich wäre die Brücke, welche auf zwei Meter Breite angelegt ist, nur für Fußgän- ger passierbar und müßte zur Verinteressirung des An- lagekapitals sowie zur Erhaltung eine Mautgebühr eingehoben werden.

die sich an den Wein- und Speisevorräthen labten und Spiel und Tanz und allerlei Kurzweil trieben.

Der sogenannte „Hahnenwurf“ ein grausam-rohes Spiel, bildete bei diesem Volksfeste vor beiläufig fünfzig Jahren noch den Glanzpunkt aller Vergnügungen und möge wegen seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung hier geschildert werden.

Inmitten des Thajaflusses war nämlich ein großer Pfahl angebracht, geschmückt mit bunten Fahnen und Bändern und umgeben von frischen, grünen Tannenreisern. Dorthin wurde nun mit Steinen geworfen, um die Zielscheibe, einen lebendigen Hahn, der an dem Marterpfahl befestigt und einem qualvollen Tode verfallen war, zu treffen.

Der Siegespreis bestand aus einem buntgeschmückten Ziegenbocke. Doch sollte der Siegespreis erst dann gewonnen sein, wenn der Hahn durch einen wohlgezielten Steinwurf getödtet war. Dieses geschah jedoch nicht so bald, denn die zähe Hahnematur und die nutzlosen Würfe trugen eben nicht dazu bei, die Leiden des Opfers abzukürzen. Oft erscholl der Ruf: „der Hahn ist todt“, um jedoch im nächsten Augenblicke wieder zu verstummen, wenn dann das arme Thier wieder sein Haupt erhob, um seinen unmenschlichen Quälern das Signal zu einem erneuerten, wo möglich noch heftigeren Angriffe zu geben.

Häufig war das Thier jämmerlich zersezt und in einen unförmlichen Klumpen verwandelt, nur der Geist des Lebens beherrschte den Körper.



Mit Brantwein getränkt, wendete das blutige Schlachtopfer menschlicher Roheit noch einmal das Haupt, bis plötzlich ein wohlgezielter Wurf dasselbe zerschmetterte und dem ruhmlosen Kampfe ein Ende machte.

Dank der alle Welt beglückenden Cultur hat diese Mezelei nunmehr aufgehört und ist an die Stelle des lebendigen Hahnes das Conterfei eines solchen getreten, das bis vor Kurzem noch Wurf-  
schützen lockte, sich den Ziegenbock zu erwerben.

In der allerjüngsten Zeit hat der Hahnenwurf ganz aufgehört.

↳ Aus dem Rasenplaze erhebt sich auch der von dem Nimbus zahlreicher Sagen umhüllte Rabenstein. Es ist das ein fünfzig Klafter hoher Hügel, dessen Felsengipfel ein riesiges Haupt mit deutlich ausgeprägten Augen, Stirne, Nase und Mund in großartig rohweltiger Plastik bildet, während der wallende Bart in die dichte Be-  
laubung unten herabfällt. Finster drohend und trotzig kehrt dieses Riesenantlitz seinen wilden Blick gegen Inaim.↳

Aus der reichen Sammlung der Rabenstein-  
sagen, wollen wir der bekanntesten derselben lauschen. (Diese erzählt uns:

*Wuyr*  
Zwei Ritter, Vater und Sohn, kommen bei einer Fehde, die durch die Sühnung der Ehre ihrer Tochter und Schwester entstanden war, um ihre Burg und müssen fliehen. Auf der Flucht gerathen sie in einen Hinterhalt und werden überfallen. Der Vater des entehrten Ritterfräuleins wird gefangen, der Bruder desselben, Seyfried genannt, wird im Kampfgetümmel versprengt,

und gelangt nach langem Umherirren auf eine liebliche Wiese, unweit des jetzigen Rabensteins. Erschöpft bis zum Tode sinkt er hier nieder in das schwellende Gras.

Es kommt die Nacht heran und mit ihr der Mond und die Sterne, die ihr silberglänzendes Gewand über Wald und Flur breiten und mitleidig auch den armen, todesmatten Ritter damit bedecken.

Da, wo heute der grimme Riesenkopf gegen Znaim blickt, erhob sich in jener mythischen Vorzeit ein prachtvolles Zauberschloß, das die gütige den Menschen gewogene Fee Hiltrude bewohnte. Bekanntlich hatten damals Mond und Sterne einen wunderthätigen Einfluß auf Pflanzen und Kräuter und so geschah es, daß Hiltrude im Suchen nach solchen heilkräftigen Kräutern auf den mondbeglänzten, in Schlaf gesunkenen Seyfried stieß.

Voll Mitleid tritt sie heran an den scheinbar Todten, um ihm einige Tröpflein des sterngesegneten Kräuterjafes auf die Lippen zu träufeln. Der Ritter schlägt die Augen auf, blickt seine Retterin an, die durch diesen Blick an einer empfindlichen Stelle getroffen, sofort in Liebe zu ihm entbrennt. In dem nahen Schlosse bietet sie ihm weitere Pflege an. Bald sieht sich Seyfried im Besitze seiner Kräfte wieder, aber auch im Besitze eines Gefühls, das er bisher nicht gekannt. Gegenseitige Liebe vereinigt die Beiden zu einem Bunde, in dem sie sich gegenseitig beglücken.

Vier Knaben sind diesem Bunde entsprossen, die das Glück trauten Familienlebens zu einem

vollkommenen machen. Inmitten dieses Glückes erfährt Hiltrudens zärtlicher Gatte, daß sein als todt betrauerter Vater auf der Burg Znaim gefangen gehalten werde. Erfüllt von dem Wunsche ihn zu befreien und ihn zum Zeugen seines Eheglückes zu machen, erstürmt Seyfried die Burg und umarmt einige Minuten später — den Rumpf des von den Belagerten soeben geköpften Vaters.

Wahnsinn undunkelt nun den Geist des treuen Sohnes und in blinder Tobsucht erschlägt er drei seiner vor dem Feenschlosse spielenden Kinder und als er das Schwert zum Todesstosse gegen seinen jüngsten Knaben schwingt, da verwandelt ihn ein zauberkräftiger Nachtspruch der entsetzten Mutter in Stein.

So ist Seyfried, der kinderschlachtende Rabenvater, zu Stein, zum „Rabenstein“ geworden, der heute noch rachebrütend auf Znaim hinüberblickt. In finsternen Nächten funkeln seine Augen blutroth, häufig ist dann das Wimmern und Stöhnen der erschlagenen Kinder zu hören und der wilde Jäger macht auf seinen Luft- und Lustfahrten gern und oft hier Station.

Hiltrude aber, ihr gerettetes Knäblein und das Zauberschloß sind seit jener Schreckensstunde verschwunden und sollen in aller Herrlichkeit erst dann wieder zum Vorschein kommen, bis es einer frommen Jungfrau gelingen wird, den Zauberspruch von Seyfried wegzubannen.“

Die meisten der Rabensteinsagen stimmen im Wesentlichen mit der soeben erzählten überein, nennen aber die Fee Hiltrude „Margutta“ und den Ritter Seyfried „Rüdiger“.



Bemerkenswerth, aber durch Witterungsunbilden sehr schwer bemerkbar geworden, ist der am Fuße des Rabensteins von internirten polnischen Insurrections-Offizieren im Jahre 1831 zu einer Gedenktafel umgestaltete, von ehrwürdigen Linden düster beschattete Felsblock. Die darauf eingemeißelten, einst vergoldeten Worte:

Pobył  
officerow polskich  
1831.

haben den Felsblock „Polenstein“ getauft und beweisen zugleich, daß der Rabenstein ein Lieblingsaufenthalt der zu jener Zeit in Znaim internirten Offiziere aus den sarmatischen Gefilden gewesen war, die aus Dankbarkeit für die genossene österreichische Gastfreundschaft dieses Erinnerungszeichen hinterließen.

Seitwärts des Gartens und Rasenplatzes läuft eine stattliche, hochstämmige Pappel-Allee an der Thaja entlang, die bis zu der städtischen, anmuthig gelegenen Schwimmschule führt.

Zwischen derselben und einer mit dichtem Buschwerk bepflanzten Seitenschlucht kommen wir auf ein Brücklein, das den hier in die Thaja mündenden Brunnbachgraben überseht.

Dieses Brücklein begünstigt durch seine Lage den Genuß eines ungemein anheimelnden Anblicks, der um so wohlthuender wirkt, weil — wie es eben im Wesen des Romantischen geheimnißvoll liegt — der düstere Schatten der Pappel-Alle und des Lindenhains, der unheimlich finstere Rabenstein und die dunkle Färbung seiner Sage

einen gewissen beengenden Eindruck auf uns hinterlassen haben.

Frei und offen liegt nun das aufwärtige Flußthal vor uns.

Bedeckt mit freundlichen Wiesen und lachenden Auen, welche die Thaja munter durchspringt, spannt es sich aus, umarmt von grünen Bergen und phantastisch geformten Felsgruppen. Warm und kosend lagert sich die allbelebende Frühlingssonne zwischen dieselben.

In wonniger Wanderlust jubelt unser Herz laut auf bei dem, was unser Auge hier sieht, denn frei und unbeengt fühlt und findet es hier in diesem sonnigen Wiesenthale und dort auf jenen luftigen Waldeshöhen das einfach schöne Walten der Natur.

Leichten Fußes schreiten wir auf dem schwellenden Wiesenteppich dahin und sind so bald am Fuße des Berges angelangt, auf dessen langgezogenem Rücken nach Ptolomäischen und Strabonischen Angaben klassische Luft weht. Mittelft des steilen „Geissteiges“ erklimmen wir die Höhe.

Dem Tagestreiben gänzlich entzogen, verschollen und vergessen, träumen hier im Dunkel eines Eichenwaldes die bemoosten Ruinen uralter Mauerzüge. Deutlich ist eine Umfassungsmauer von etwa einer halben Stunde im Umfange mit mehreren Eingängen wahrnehmbar, und innerhalb derselben sind verschiedene Durchzugswälle und Abtheilungen sichtbar. Obwohl Verfall und Zerstörung seit Jahrhunderten ungehindert hier gewüthet haben, sind Wälle in bedeutender Längenausdehnung und oft flasterhoch noch erhalten.

An den Ringmauern wie auch an den Zwischenwällen zeigen sich hie und da riesige Trümmerhaufen, die, jetzt größtentheils mit dichtem Wachholdergehölze bewachsen, an die Hünengräber Norddeutschlands erinnern und die in ihrer ursprünglichen Gestalt vielleicht als dominirende Späh- und Aussichtspunkte gedient haben mochten. So drängt sich denn die Annahme eines fortifikatorischen Zweckes dieser unter dem Namen „Markomannen-Lager“ bekannten Wälle und Mauern, deren nördliche Ausläufer in der letzten Zeit einer Nadelholzanzpflanzung zum Opfer gefallen sind, fast von selbst auf.

Die Pionnier-Abtheilung des 5. Feldjäger-Bataillons stellte im Sommer 1872 unter der Leitung ihrer Offiziere (Oberl. Graf Bayard und Oberl. Prüscher) hier Nachgrabungen an, die jedoch wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten bald wieder unterbrochen wurden und daher erfolglos blieben.

Außer Hormayr und Gollinger zc. erwähnt auch der Spaziergänger Seume dieses Lagers und knüpft die Bemerkung daran, „daß ein „hieriger Domherr“ (wahrscheinlich ein Pöltzberger Kreuzherr) ein gelehrtes Werk über „die römische Ruine“ geschrieben habe. In den meisten historischen Atlanten steht es als „castrum Phurgisatis“ verzeichnet. Beim Holzlesen sollen hier wiederholt schon römische Münzen mit dem Brustbilde des Kaisers Marcus Aurelius gefunden worden sein.

Professor Dungal aus dem Benediktiner-Stifte Göttweih, ein gelehrter Archäologe, glaubt hier



sichere Anhaltspunkte für die Annahme einer Markomannen-Niederlassung entdeckt zu haben und gedenkt gelegentlich die alten Trümmerhaufen wissenschaftlich zu untersuchen.

Der Volksmund weiß Verschiedenes zu erzählen über den Ursprung und die Bedeutung dieser Mauern.

Nach einer dieser Sagen sind dieselben und weiter aufwärts ein Graben durch Höllenspuß entstanden. Um der Ausbreitung der Christuslehre ein Ziel zu stecken, soll nämlich der Oberste der Teufel die Mauern aufgeführt und den soeben erwähnten Graben, den wir im weiteren Laufe unseres Spazierganges unter dem Namen „Salamanderthal“ kennen lernen werden, geöffnet haben. Zur Erinnerung an dieses Teufelswirken haben daher Wall und Graben die charakteristischen Benennungen „Teufelsmauern“ und „Teufelsgraben“ erhalten und der Aberglaube läßt heute noch im Schatten derselben unheimliche Erscheinungen höllischer Abstammung auftauchen, die nur durch das Zeichen des heiligen Kreuzes gebannt werden können.

Nach einer anderen Sage soll vor vielen, vielen Jahrhunderten (doch wohl nicht vor dem ersten bekannten Auftreten der Zigeuner in Europa?) hier eine mächtige Zigeunerstadt, „Cifanowitz“ genannt, gestanden haben. Wild, kühn und raubsüchtig machten die Bewohner dieser Ansiedlung die ganze Gegend unsicher, bis sie endlich durch einen Krieg zur Auswanderung gezwungen wurden.

Nach weiteren Angaben stammen diese Mauer-

reste von Heinrich Grafen von Thurn, der bei Beginn des dreißigjährigen Krieges sich hier in einem befestigten Lager verschanzt haben soll.

Unbefriedigt durch die dunkle Vergangenheit, die in schwankenden Vermuthungen heruntappt, wenden wir uns zur hellen Gegenwart, um deren Genüße in vollen Zügen zu schlürfen.

Wiederholt stoßen wir im Markomannen-Walde auf Punkte, die uns durch ihre Aussicht auf das zu unseren Füßen liegende Flußthal geradezu entzücken. Jenseits des Rabensteins taucht aus der Pappel-Allee und einem Akazienhaine ein steiler Fels empor, auf dem wir die Burg und die Stadt Znaim malerisch liegen sehen.

Lassen wir unsern Standplatz als Phurgisatis gelten, so regt es die Phantasie zu abenteuerlichen Träumen, wenn wir hier um uns das Alterthum, drüben in der Burg das Mittelalter und jenseits derselben, in der Stadt, die Neuzeit mit einem kurzen Blicke überschauen.

Der geheimnisvolle Zauber, der das von düsteren Eichen beschattete Grabmal einer uralten Zeit umschwebt, wirkt in Verbindung mit dem verblichenen Glanze der stolzen Ritterburg und mit der heiteren Behäbigkeit des modernen Bürgerlebens, das uns aus Znaim entgegenblickt, gar eigenthümlich auf uns ein und der Eindruck dieses alle drei Zeitalter der Geschichte umfassenden Bildes ist von tief ergreifender Wirkung.

Beeinflußt von dem soeben Geschauten und Gefühlten, vertiefen wir uns in einen dunkelnden Tannenhag, der einheitlich strebend mit der hohen Majestät der benachbarten Eichen und

Buchen uns zeigen will, was für ein herrlich Ding so ein echter und rechter Wald, so ein Wald von Gottes Gnaden sei.

Dicht und hoch und mächtig stehen die Bäume und mitten im Herzen des Waldes stehen wir und lauschen auf sein heimlich Leben und Weben, auf sein Athmen und fühlen.

Bunte Blumen entsprossen dem thaufunkelnden Moose, farbenprangende Schmetterlinge und schimmernde Käfer flattern und summen im Blüthendufte und die Sängler der Lüfte jubeln ihre schönsten Lieder himmelwärts. Die immergrünen Tannen aber wehen ihren köstlichen Harzgeruch wie Weihrauch gegen die Sonne empor, als Dank dafür, daß sie Alles ringsum so gut gemacht.

Und Dank dafür bewegt auch unser Herz und die der munteren Kehlein; sie wissen um die Regungen in unserer Brust, denn ungeschert treiben sie ihr zierlich neckisch Spiel, damit der Stadtmensch es sehe, wie heiter und lustig es sich lebt im herrlichen Walde.

Aus der üppigen Flora treten wir hinaus auf den einsamen Felsenabhang des Königsstuhls und hüben und drüben und unten tief an den Thajaufern breitet sich eine gewaltige Felsenwelt voll wunderlicher Formen.

Stahlgrau windet sich der Fluß um vielfache Ecken, stürzt hier mit Schall und Hall über eisglattes Gestein und ummurmelt dort schmeichelnd grünbelaubte Inseln, während am jenseitigen Ufer die hochragenden Bergmassen des Sealsfeldsteins in die Lüfte starren. Am Fuße dieses Berges zeigt sich die Traußnitzmühle, die inmit-



ten zwischen Fels, Wasser und Wald idyllisch daliegt und uns daher durch Lage und Namen an die bairische Burg erinnert, deren traurige Bekanntschaft der schöne Friedrich durch die Schlacht bei Mühltdorf gemacht.

Wir sehen also eine romantische Landschaft rings um uns geworfen und gerne gönnen wir daher unserem erhabenen Sitze den stolzen Namen „Königsstuhl.“

Zu unserer Rechten zwängt sich ein schmaler abschüssiger Pfad in das dichte Buschwerk, dem wir zu dem an düsteren Reizen überreichen Salamanderthal — uns aus den obigen Zeilen bereits als Teufelsgraben bekannt — folgen.

Daß der Name „Teufelsgraben“ ein wohlverdienter ist, bestätigen uns gleich die ersten Schritte. \*)

Waldesdunkel und Wasserrauschen umfängt uns in der engen Felsenschlucht, die der Teufelsbach, der weiter aufwärts die Teufelsmühle treibt, durchbraust. Mit wildem Tosen und sprühendem Geschäume stürzt er sich, erboßt über die ihn beengenden hohen Felsenufer und ihren unerbittlichen Ernst mit lärmendem Fall über steile Stufenwände.

Große Steinblöcke ruhen in seinem rauhen Bette; rothbraune Moosflechten haben sich daran festgesetzt; die Fluthen spielen damit und brausen neckend darüber hin bis sie wenige Schritte ab-

---

\*) Seit jüngster Zeit führt ein gebahnter Weg durch den Teufelsgraben, welcher zwar bequem ist, aber dafür auch der oben geschilderten Romantik größtentheils entbehrt.

wärts in tiefausgewaschenen, durchsichtig grünen Becken sich sammelnd stille Rast halten, wie ein Lebensmüder, der sich und das was er gethan und thun will, beschauen und erwägen will.

Stürmend und drängend rast er dann weiter. In die steilen Uferwände bohrt er Höhlen und entsendet seine Wellen wühlend hinein. Rauschend und schäumend stürzen sie wieder zurück und drängen vorwärts in den grünen Schatten, den der Wald über sie gewölbt.

Dem Jünglinge vergleichbar, der noch an seine Ideale glaubt, auf die er hofft und die er liebt, der Alles, nur nichts Klares will und durch seine Jugendkraft jeden vorübergehenden Wunsch erstreben, ertrogen zu können glaubt, so sehen wir den Bach stürzend, dahinfließend, an Steine prallend und zerstäubend seine Thätigkeit äußern.

Zürnend mit den ihn beengenden Schranken grollt er mit sich selbst, weil seine Kraft ihnen nicht gewachsen. Wie der Jüngling erkennt er es nicht, daß seinem Sturm und Drang diese Schranken nur heilsam!

Unter solchen Betrachtungen klimmen wir am Bach aufwärts, dessen Jugendübermuth unseren Pfad wiederholt unter Wasser setzt und der uns somit hie und da zu recht gewagten Sprüngen zwingt.

Aus üppigem Farrenkraut, in dem der Waferschaum in funkelnden Thautropfen bunt erglänzt, schießt plötzlich eine ephemerkrankte Felsenmauer senkrecht in die Höhe. Dort hinauf lenkt unser würdiger Pfad, der des Spieles mit dem fecken Bache überdrüssig geworden, seinen Lauf.

Durch Gestrüppe und Gerölle winden wir uns aufwärts. Schlangenartig senden die Bäume ihre Wurzeln weit über den Boden und machen dadurch den Weg noch abenteuerlicher. Zahllose Füchse haben in den finsternen Spalten, die uns von allen Seiten entgegengähren, ihre Wohnstätte aufgeschlagen und von plumphen, schwarzgelb gefärbten Salamandern wimmelt es hier förmlich an warmen Regentagen.

Darum und weil der Teufel in der letzten Zeit außer einigen Holzweibern gar Niemand mehr seinen erhabenen Anblick gegönnt, haben moderne Touristen, welche die Bekanntschaft des Höllenfürsten vergebens gesucht, den Teufelsgraben zeitgemäß in Salamanderthal umgetauft.

In schwindelnder Höhe über dem tosenden Sturzbach und vor seinen Tücken gesichert, blicken wir mit erleichtertem Herzen auf seine kühnen Krümmungen und athmen mit Behagen den würzigen Frühling in unsere Brust.

Allmählig senkt sich unser Waldsteig abermal abwärts, wir kommen wieder an den Bach, der sich uns jetzt im zarten Kindesalter vorstellt; still spielend, in sich hineinmurmelnd, träumend und mit Wiesenblumen tändelnd und plaudernd.

Der Bach, die Wiese, der Wald machen hier den Eindruck idyllischen Friedens. Es klingt uns fast wie Ironie, zu hören, daß wir nächst der Teufelsmühle sind, daß die kleine Mühle dort in den Blumenbeeten die Teufelsmühle ist. Denn nach den Eindrücken, die wir soeben im Teufelsgraben empfangen, haben wir von der Teufelsmühle ein ganz anderes Bild erwartet.



Vor der Mühle gewahren wir einen Rasenplatz mit einigen Bäumen, unter deren kühlem Schatten Tische und Bänke — dem Müden zum Troste — sichtbar sind, dem Hungrigen und Durstigen winkt hier Milch, Brod, Caffee und zuweilen auch germanischer Nektar, — Bier.

Rings ist die Mühle — ein Lieblingsziel der Znaimer — von Höhen umschlossen, die im frischen, saftigen Grün junger Waldmatten prangen.

Gegenwärtig in einem sonnigen Thalkessel liegend, übt sie nicht mehr den einst an ihr so sehr gerühmten Reiz wilder Romantik, der ihr entflattert ist, seit das Machtwort der Pöstenberger-Kreuzherren die ehrwürdig-bemoosten Baumriesen des düsteren Waldes zu Boden gestreckt hat.

Als Beweis, daß früher hier auch Meister Hsegim gehaust und sein blutiges Gewerbe getrieben, wird uns in der nahen Wolfschlucht noch eine alte Wolfsgrube gezeigt.

Die Teufelsmühle verlassend pilgern wir an dem plätschernden Bache aufwärts. Wir freuen uns des munteren Tanzes seiner silberklaren Wellen und seines blauen Vergißmeinnichtschmuckes, der die Ufer bekränzt.

Unfern einer zweiten Mühle, die — um uns auf den Teufel vergessen zu lassen — sich Engelsmühle nennt, sonst aber ganz bedeutungslos ist, überschreiten wir den Bach, um durch hübsche Waldpartien zur Kopaina-Höhe emporzuklimmen. Auf der riesigen, mit Feldern bebauten Waldblöße derselben genießen wir schöne Ausblicke auf weite Waldlandschaften des Flußthales und auf die gegenüber liegenden, grünen Uferberge, denen

sich der von scharfkantigen Felskämmen eingeschlossene, finstere Teufelsgraben und drüber hinaus der leuchtende Thajaspiegel vorlagern.

Auf einem schlüpfrig steilen Waldwege eilen wir zum Stierfelsen hinab, der senkrecht dem Thajabette entsteigend dem Auge im kleinen und engen Maßstabe das Bild entrollt, das die Kospaina oben uneingedämmt und uneingeschränkt geboten hat.

Zum unmittelbaren Abblick von dem Stierfelsen in das schäumende Fluthengetümmel unten ist die vollständigste Schwindelfreiheit erforderlich.

Im Schatten eines Laubenganges gelangen wir endlich an das Flußufer, wo uns ein unbändiges Badegelüste anwandelt. Umsonst warnt uns ein auf der Holzsuche befindliches, altes Mütterlein vor dem bösen Wassermanne, der hier haust und faktisch entdecken wir im Schilfdickicht eine schwarzbraune, auf Beute lauernernde — Fischotter, die aber bei unserem Nahen sofort verschwindet.

Knapp an dem Eingange in das schattenreiche Salamanderthal vorbei führt ein Weg, den erst die jüngste Zeit in die bisher jungfräuliche Wildniß gebahnt hat, stromabwärts zur Traufnißbrücke.

Seit unserem Abgange von Znaim mögen nunmehr vier Stunden verflossen sein. Doch weder körperlich noch geistig müde geworden, hegen wir vielmehr allen Ernstes den frommen Touristenwunsch, noch weiter den Duft des knospenden Waldes zu schlürfen, noch weiter die Luft der freien Berge zu trinken.

Ist's ja doch im wunderschönen Monat Mai so herrlich im Naturgenusse zu schwelgen und in der erwachenden Natur jungen Muth und junge Kraft sich in's Herz zu holen und sein Hoffen zu stählen und zu stärken.

Zudem haben uns die auf dem Königsstuhle und auf den Kopaina-Höhen genossenen Ausichten lüstern gemacht, mit dem rechten Thajaufer bekannt zu werden.

Jenseits der Brücke aber winkt uns das rechte Thajaufer, auf dem wir unsern heutigen Spaziergang fortzusetzen und zu beenden gedenken.

Nach dem Brückenübergange bemerken wir ein dreifaches Spalten unseres Weges; der eine Weg führt längs der Thaja abwärts, der zweite flüßaufwärts in die wenige Schritte entfernte Traugnißmühle, einem ganz anständigen Gebäude, das durch Bauart und Ausdehnung die Wohlhabenheit seines Besitzers bezeugt und der dritte endlich läuft in der Richtung der Brücke, um sich dann in einer Seitenschlucht zu verlieren.

Wir überlassen uns der Leitung des dritten Weges.

Ein murmelnder Riesel, der uns durch die röthliche Färbung seines Wassers und seiner Ablagerung auffällt, rollt uns entgegen. Ihm aufwärts folgen wir in die Schlucht bis sich rechts ein Waldpfad aufthut, in den wir einbiegen.

Getrost steigen wir eine liebliche Waldallee, der wir die Ariadne-Rolle anvertrauen, aufwärts. Wohin wir blicken, umgiebt uns Baumwuchs und Buschwerk und flötender Vogelsang und aromatischer Waldesduft erfüllt die Luft. In die



süßen Lieder der minnesingenden Nachtigall mischt der orakelfündende Kukul seinen schelmischen Prophetenruf, der ungesellige Specht seine einförmigen Hammerschläge.

Hie und da gönnt uns auch der König unserer Forste, der majestätische Hirsch seine stolze Erscheinung, der jedoch, über unsern Besuch nicht sonderlich erbaut, unter dem Krachen brechender Aeste und Zweige sofort wieder in den Tiefen des Waldes verschwindet. Lange noch hören wir den dröhnenden Schall seiner Tritte auf dem hohlen, von Wurzelstöcken durchfurchten Waldboden.

Über den grünen Laubkronen liegt in Glanz, Traum und Duft die goldene Sonne im prangenden Himmelsblau.

Wir kommen auf die höchste Bergstufe der Einsiedelleiten. Mit jedem Schritte vorwärts fühlen wir mehr und mehr den bestrickenden Zauber der uns umgebenden, dichterisch heranschenden Einsamkeit des Waldes, in dem sich nun weite Eichtungen, die mit Wachholdergestrüppe, Farrenbusch und Heidelbeergesträuche üppig bewachsen und von malerischen Baumgruppen begrenzt sind, ausdehnen.

Die ahnungsvolle Stille eines gottgeweihten Tempels schwebt über die in Wellenform gesenkten und wieder gehobenen Fluren.

Plötzlich, fast ohne Übergang kommen wir auf einen Punkt, der uns den geradezu überwältigenden Anblick einer großen und weiten Berg- und Flußwelt gestattet. Wir stehen auf einer hohen, balkonartigen Felswand, die sanft

aus dem Walde heraustritt und steil und schroff in die Tiefe hinabfällt und genießen eine entzückende Aussicht.

Tief unter uns, dem Ohre kaum vernehmbar, wälzt die Thaja ihre glitzernden Wogen durch die Waldesdämmerung dahin. Gegenüber, am linken Ufer, gewahren wir den im wilden Tosen einherstürmenden Teufelsbach, dessen blitzende Cascaden eine donnernde Musik bringen in das schwermüthige Schweigen des allseits sich ausdehnenden Waldes. Rechts von dem Eingange zu dieser an düsteren Reizen reichen Schlucht fesselt der thronartig aus dem Walde sich hebende Königsstuhl den Blick.

Mit Lust und Wonne folgt das Auge dem abwärtigen Laufe des Flußes, der bald in smaragdenem Glanze zwischen Wald und Flur hell aufleuchtet, bald wieder im dunklen Schatten schwarzer Felsmassen verschwindet, um endlich am Fuße des Snaimer Burgfelsens zwischen schroffen Wänden teichartig auszuweiten.

Über der spiegelnden Fläche breitet sich die Stadt Snaim aus, die mit ihren freundlichen Häusergruppen, ihren Kirchen und Thürmen und dem sie umschlingenden Kranze sonniger Rebengelände und Obstgärten, aus denen im blauen Hintergrunde die fernen Polauerberge auftauchen, lachend herübergrüßt und eigenartig absticht von der tiefen Melancholie des Waldes um uns.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck empfangen wir, sobald wir von unserem lustigen Balkon flugaufwärts blicken. Wir schauen auf unheimliche, wüst zerrissene Klippengestade der

in zwei gewaltigen Halbkreisbögen gekrümmten oberen Thaja und auf ihre wilden Thalseiten. Bald bilden dieselben starre, steile Felswände, die sich den leicht dahintänzelnden Wellen voll Trotz und Hohn entgegenstemmen; bald sind es chaotisch zusammengeworfene Steinhalden, die in ungezügelter Wildheit in den Fluß hinabstürzen und es beengen, bald wieder ist es Wald und Gestrüppe, was die Sinne abenteuerlich erregt.

Die verschiedenartigsten Eindrücke voll scharfer Gegensätze, die von allen Seiten das Gemüth bestürmen, die weihervolle Sonntagsruhe, die lautlose Einsamkeit und die stille Weltabgeschiedenheit um uns lassen gar eigenthümliche Regungen und Rührungen in der Brust erwachen.

Dieselben steigern sich vielleicht noch, wenn wir den felsblock knapp neben uns, der von grünem Geranke bekränzt sich kühn auf dem höchsten Scheitel der Einsiedelleiten erhebt, ins Auge fassen.

Von Natur in Würselform gestaltet, ist er durch Menschenhand weiß übertüncht und schwarz eingesäumt. Eine in schwarzen Lettern auf die weiße Fläche des Steines gemalte Inschrift sagt Folgendes:

§

Den Manen

unseres großen Landsmannes

Charles Sealsfield,

geboren zu Poppitz am 3. März 1793

gestorben zu Solothurn den 26. Mai 1864.

Offenbar hat irgend ein Verehrer des Dichters Sealsfield-Postl mit diesem schlicht und bescheiden



ins Werk gesetzt, aber vielberedten und vielmahnenden Denkstein, der, wiederholt restaurirt, wohl weit schon über ein Decennium besteht, seiner Verehrung für den großen Landsmann Ausdruck geben wollen.\*) Diese Huldigung ist eine um so sinnigere, weil nicht nur die Tradition, sondern auch noch lebende Orts- und Zeitgenossen diesen lauschigen Waldwinkel als Lieblingsstätte des Gymnasiasten Carl Postl bezeichnen, der bekanntlich später als Charles Sealsfield die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Der Geist seligen Friedens ruht auf dieser geheiligten Stätte und ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht umweht sie.

Und Gefühle voll bitterster Wehmuth und unstillbarer Sehnsucht waren es auch, die den hochstrebenden aber unglücklichen, in seiner Standeswahl bedrohten Jüngling aus dem engherzigen Elternhause stets hieher locken mochten auf dieses von aller Welt abgeschiedene Plätzchen der

---

\*) Die ihm zugetraute Mission hat dieser Stein auch erfüllt, denn er gab die erste Veranlassung zu der am 7. März 1875 im nahen Poppitz stattgefundenen Sealsfieldfeier, aus welcher das Comité hervorging, das sich die Aufgabe gestellt, das Geburtshaus des Dichters in Poppitz mit einer Gedenktafel zu schmücken und in Znaim selbst, in seiner ersten geistigen Bildungsstätte, „wo die Schwingen seines Geistes zum kühnen Fluge in die Unsterblichkeit sich zu entfalten begannen“, ein würdiges Denkmal zu errichten. Der erste Punkt dieses Programmes wurde schon am 26. September 1875 in feierlichster Weise gelöst, die Realisirung des zweiten Punktes, die Errichtung des eigentlichen Sealsfield-Denkmales wurde — wie bereits erwähnt — mit der am 23. Oktober 1881 stattgefundenen Enthüllungsfest in Znaim vollführt.

einsamen Einsiedelleiten, die nach der Volks-  
sage tatsächlich vor Jahrhunderten einem Einsiedler  
als geborgenes und bergendes Asyl gedient  
haben soll.

Das zauberische Bild, das die Natur so groß  
und erhaben rings um uns entrollt hat, bringt  
uns unwillkürlich auf die Vermuthung, daß der  
junge Postl im sorgsamem Belauschen dessen, was  
und wie die Natur denkt, spricht und fühlt, hier  
sich auch die erste Anregung geholt zu der Kunst  
seiner Naturmalerei, einer Kunst, in der er es  
später als Charles Sealsfield zur unübertroffenen  
Meisterschaft bringen sollte.

Und so stehen wir denn da und sinnen und  
schauen.

Magisch gebannt und willenlos folgt das  
Auge den Silberfluthen des Flußes und wo seine  
Wellen in den Bergen schwinden, schwingt sich  
die Phantasie in das endlos blaue Luftmeer  
empor, auf dem sie über den weiten Ocean kühn  
hinübersegelt in die ferne transatlantische Tro-  
penzone und wieder zurück in die europäische  
Wunderwelt der Schweizer Gletscher, wo der  
stolze Bürger Amerikas gelebt und gewirkt, und  
wo endlich der Tod dem müden Einsiedler von  
Solithurn den ersehnten Frieden, unserer Heimat  
aber ihren verlorenen Sohn wiedergegeben hat.

Schwer nur trennen wir uns von dem lieb-  
gewordenen Plätzchen, das alle unsere Sinne mit  
so mannigfachen Reizen entzückt.

Wieder versenken wir uns in die Tiefen des  
Waldes und steigen nach einer halben Stunde  
in ein blühendes Land hinab, dessen prangender

Frühlings schmuck in allen Farben des Regenbogens glänzt und leuchtet. Inmitten dieses Glanzes und Duftes, den der holde Lenz auf die sonnigen Fluren gestreut, gewahren wir Poppitz, die Wiegenstätte des Dichters, an den wir soeben durch den einsamen Waldstein der Einsiedelleiten erinnert wurden.

Durch seine Lage in einem reichen Kranze lachender Gärten macht das kleine, etwa siebenzig Häuser und vierhundert Einwohner zählende Dorf einen recht anmuthenden Eindruck. Die ganze Bauart des Dorfes bezeugt uns den behäbigen Wohlstand seiner Insassen, die sich vorzugsweise mit Wein- und Obstbau beschäftigen.

Der dem ritterlichen Kreuzherren-Orden zu Prag gehörigen Kirche gegenüber, im Hause Nr. 56 war es, wo zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gestrengen Ortsrichter Anton Postl unser Sealsfield geboren wurde.

Eine eiserne Gedenktafel, die gewisser Massen auf Anregung des Denksteines im Walde draußen hier eingemauert und am 26. September 1875 in feierlichster Weise enthüllt wurde, giebt uns hievon Zeugnis.

In vergoldeter Schrift lesen wir auf der schwarzen Tafel:

S  
Dem Dichter  
Charles Sealsfield,  
(Karl Postl),  
Bürger von Nordamerika,  
geboren den 3. März 1793  
gestorben den 26. Mai 1864.



Dem netten Hause, das die einzige noch lebende Schwester Sealsfields bewohnt, lagert sich, wie auch allen übrigen Häusern in Poppitz ein zierliches Rosengärtchen vor, während sich im Hintergrunde ein geräumiger Hof mit den verschiedenen Wirthschaftsgebäuden ausdehnt. Der alte Ortsrichter galt auch so ziemlich für den reichsten und angesehensten Mann in der ganzen Gemeinde, der er mit eiserner Strenge vorstand.

Nicht gesonnen, uns mit einer Biographie Sealsfield's zu befassen, nehmen wir von seiner trauten Heimatsstätte Abschied.

Unseren heutigen Spaziergang seinem Ende zuführend, kommen wir durch das Dorf Konitz auf die weite Ebene des Kühbergs. Wie die Tradition wissen will, soll es hier gewesen sein, wo Wallenstein nach der zweiten Uibernahme des Commandos über die kaiserlichen Truppen seine zauberhaft wirkende Werbetrommel erschallen ließ. Bei lebhaft angelegter Phantasie können wir noch heute ihren Wirbeln lauschen, können wir noch heute das Werbezelt des großen Feldherrn erblicken und die Zeltgassen des friedländischen Kriegslagers, das unser Schiller so meisterhaft schildert, durchwandern.

Von der Höhe des Kühberges, der an und für sich trostlos fahl dreinblickt und dringend der freundlichen ihm seit drei Jahren auch wirklich gewidmeten Fürsorge des Znaimer Anpflanzungs- und Verschönerungs-Vereines zu empfehlen ist, eröffnet sich eine überraschend schöne und beherrschende Aussicht auf die Stadt Znaim, die nur mehr durch das Thajathal von uns getrennt ist.

Das Bild, das sich uns zeigt, ist geradezu ein großartiges zu nennen.

Amphitheatralisch liegt die Stadt vor uns ausgebreitet, links von dem Kreuzherren-Stifte Pöltzenberg, rechts von Klosterbruck begrenzt. Ueber einige mittelalterliche Ringmauern und Thürme hinweg gewahren wir im Hintergrunde der Stadt mit ihren sechs mehr oder minder alten Kirchen die in modernster Architektur ausgeführten Gebäude der Landes-Oberrealschule, der beiden Bahnhöfe und des neuen Stadtviertels um dieselben.

Abwärts von Bruck schauen wir auf das üppige Land der durch ihre Fruchtbarkeit berühmten Thajaniederung mit zahlreichen Ortschaften und Gehöften. Hie und da leuchtet aus den saaten geschmückten Feldern der Thajafluß seenartig auf, während die nebelumsflossenen Polauerberge das Bild würdig abschließen.

So langen wir denn nach sechsständiger Abwesenheit heiter und wohlbehalten und befriedigt durch das, was wir gesehen und erfahren, wieder an dem Ausgangspunkte Znaim an.

Die Wald- und Bergluft hat uns den Geist erfrischt, das Gemüth gelabt und in froher, stolzer Touristenstimmung wandern wir nun in den herrlich gelegenen Bräuhausgarten, um auch dem Körper die ihm gebührende und wohlverdiente Stärkung zukommen und um in heiterem Geplauder die Eindrücke des Nachmittags Revue passiren zu lassen.

Um uns wogt es von Menschen, die nach des Tages Mühen hier Rast und Zerstreuung

suchen, während dort unter lockenden Musikklangen jugendliche Paare sich im Tanze drehen.

Es ist etwas wunderbar Schönes um so einen Sommerabend in diesem Bräuhausgarten, auf dessen heiteres Leben der düstere Räuberthurm, der graue Heidentempel und die alte Burg mit gar sonderbarem Ernst herabschauen.

Mit Entzücken blicken wir in die grüne Natur hinaus und sehen ein großes Stück der malerischen Thajalandschaft, die wir soeben durchstreift.

Die Dämmerung wird inzwischen tiefer und dunkler, um den Saum der westlichen Waldberge — dort, wo wir in hellem Tagesglanze die alten Markomannen und den Sealsfeldstein besucht — glüht noch ein flimmerndes Abendroth. Der Wald erglänzt wie ein Feuermeer und in der Gluth der sinkenden Sonne flammt die Landschaft in siegender Glorie auf.

Es macht das einen feierlichen Eindruck und feierlich nehmen wir Abschied von diesem Bilde.



## II.

### Neuhäusel.

(Kaja, Karlslust, Spittelmais, Sonnleiten,  
Neunmühlen, Schobes.)

„Wanderlust  
Schwellt die freie Mannesbrust!  
Mit lusthellem Angesicht  
Grüßen wir das Morgenlicht.  
Hügel ab und Berg hinan  
Über Wald und Wiesenplan  
Zieh'n wir rüstig unsere Bahn.  
Wanderlust  
freit aus Stubenqualm und Duft,  
Schwellt die Mannesbrust!“

Westlich von Znaim und auf Landwegen in drei Wegstunden von hier erreichbar, erhebt sich in liebreizender Waldgegend aus der vielfach geschlungenen Thaja ein Glimmerfelsen, der die Ruine der Burg Neuhäusel trägt.

Der östliche Theil des der Herrschaft Frain gehörigen Baues, der offenbar einer jüngeren Zeit entstammt, ist noch in bewohnbarem Zustande erhalten und wird von dem herrschaftlichen Jäger, der für Geld und gute Worte dem fremden Touristen Verpflegung und Obdach bietet, bewohnt.

Der runde, stark zerklüftete Thurm am west-

lichen Rande des Felsabsturzes indess geht seinem Verfalle entgegen.

An diesen Thurm, der als sogenannter einzig und allein aus dem Berchfrit bestehender Burgstall erbaut worden zu sein scheint, dürften sich wohl überhaupt die ersten Anfänge der Burg knüpfen. Dem Geschmache der ritterlichen Romantik entsprechend, finden sich hier Felsengänge, Felsengewölbe, Zisternen und Verließe und zum Beweise, daß die edlen Burgherren der Galanterie nicht abhold gewesen, zeigen sich uns in den dicken Mauern einige Lauben, von wo die Frauen bequem und sicher die schöne Aussicht zu genießen pflegten. Aus dem Schachte des tiefen Burgbrunnens zweigt sich ein unterirdischer Gang ab, der in die Kreuzherren-Probstei Pöstenberg, in die Burg Znaim und bis Bruck führen soll?

Neuhäusel ist von dem Sohne König Johann I. von Luxemburg, von dem Markgrafen Johann II., um das Jahr 1350 als Jagdschloß erbaut worden. Entzückt von der herrlichen Umgebung ließ dieser Prinz auf dem Gipfel des Berges, wo die Burg erbaut werden sollte, die Urkunde über den Tausch ausfertigen, mittelst welcher er das umliegende Waldgebiet von dem Kloster Bruck an sich brachte. Bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges war die ganze Burg bewohnt, im Verlaufe des Schwedenkrieges wurde sie theilweise zerstört.

Der größte Reiz der leider immer mehr verfallenden Burg ist jedenfalls ihre hochromantische, malerische Lage. Besonders genüßreich ist der

Ausblick, den die oberste Sinne gewährt und es spottet dieser wohl jeder Beschreibung.

Im Perlenschmucke der Thajawellen schimmernd, breitet sich tief unter uns im feierlichen Ernste eine herrliche, in allen Schattirungen des grünen Smaragds prangende Waldlandschaft aus. Mit kühnen Felsenriffen gekrönte Hügelketten schlängeln sich, abenteuerlich gewunden, durch den weiten, von gefiederten Sängerschaaren bevölkerten Forst. In ebenso abenteuerlichen Krümmungen windet sich leuchtend und lachend der silberflimmernde Fluß durch die grünen Gefilde, um sie endlich, offenbar zögernd und ungern, zu verlassen. Dadurch geschieht es, daß er sich dem erstaunten Blicke als drei, durch langgestreckte schmale Waldhügel getrennte Flüsse zeigt.

Es entsteht hiedurch ein wunderbar schönes Naturschauspiel, welches das Auge nie ermüdet und das in Verbindung mit dem romantischen Plätzchen, von wo aus wir diesen Naturgenuß empfangen, der Phantasie einen weiten Spielraum öffnet.

Die göttliche, ewig schöne Natur in ihrem ewigen Bestande und die menschliche Kunst mit ihrer Vergänglichkeit stellen sich vor uns; neben dem machtvollen Schaffen der ersteren sehen wir die krampfhafte Ohnmacht der letzteren, deren traurige Andenken sich uns in den verwitterten Trümmern der nun gealterten Ritterburg zeigen. Wie es uns bereits bekannt ist, hat übrigens auch die prächtige Umgebung der Burg die Veranlassung zu ihrer Gründung gegeben und mit Vergnügen sehen wir daher, daß es der Natur



schon in jenen so arg verrufenen Zeiten des Mittelalters gelungen war, ihrer Würdigung und Anerkennung Eingang zu verschaffen in die Herzen der Menschen trotz deren eiserner Umhüllung.

Aber auch das Geschlecht der Gegenwart freut sich gern dessen, woran sich unsere ritterbürtigen Vorfahren gefreut und so sammeln sich denn hier, wo einst hinter steilen Mauern, trostigen Thürmen und Thoren und unter eisernen Harnischen der fehd- und jagdlustige Ritter gehaust, jetzt friedliche Touristen, um mit frohem Herzen das zu genießen, was die Natur ihren verständnißinnigen Verehrern bietet.

Ein sinnig' Gemüth begehrt in solcher Umgebung wenig, um glücklich zu sein. Es genügt hiezu ein empfängliches Auge, um die Schönheiten der Natur zu schauen, ein empfängliches Ohr, um ihren wunderbaren Lauten zu lauschen und ein empfängliches Herz, um ihr geheimnißvolles Walten, ihr leises Weben und Leben zu verstehen und zu fühlen. Denn das Gemüth, das sich mit heiligem Sinne in die Tiefen der Natur versenkt, hat auch jene vielgepriesene blaue Wunderblume gefunden, die da beglückt für immerdar.

Und wer sich das holde Blümchen so ganz zu eigen gemacht, dem wird es zum Zauber Schlüssel, vor dem sich alle Pforten in das hehre Reich des Schönen öffnen, das bekanntlich ein Reich ist, wo sich dem Berufenen Schätze aufthun, deren Werth der gewöhnliche Alltagsmensch nicht zu fassen, nicht zu begreifen vermag.

Der erhebende Geist der Natur rauscht rings-

um in den grünen Wipfeln und auf den blauen Gipfeln und in erhabener Naturandacht gehen wir daran, um von Neuhäusel aus — ähnlich wie früher um Znaim — einen Rundgang zu thun.

Dem Archäologen dürfte die Thatsache interessant sein, daß von dem bereits oben erwähnten Professor Dungal in der Umgebung der Burg wiederholt Funde aus der Steinzeit gemacht worden sind. Daß nach starken Regengüssen auf den Bergabhängen häufig Lanzen- und Pfeilspitzen, sowie alte Rittersporen gefunden werden, scheint ferner dafür Zeugnis abzulegen, daß einst in der Ritterzeit manch' gewaltiger Strauß hier ausgefochten wurde.

Durch eine Oeffnung in der Ringmauer führt aus dem mit Eichen und Linden gezierten Burghof ein durch Laub- Nadelgehölz und Weiterrassen sich windender Bergweg an das Flußufer zur Neuhäuselmühle.

Das Land jenseits des in leuchtender Schlangengewindung gezogenen Flußes ist österreichisch' Gebiet, denn die Thaja bildet hier auf etwa zwei Stunden abwärts und drei Stunden aufwärts die Grenze zwischen der Markgrafschaft Mähren und dem Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns.

Schon oben auf der hohen Burgzinne fühlten wir uns von der Versuchung angewandelt, die jenseitigen Waldberge mit ihren sonnigwarmen Rasenflächen, mit ihren weichen Moosplätzen und ihrem duftenden Tannengrün heimzusuchen.

Da die Thaja weit und breit unbebrückt ist, so ist nächst der Mühle durch einige Kähne für

die Ueberfuhr Sorge getragen. Das Mühlgesinde übt den schon im Nibelungenliede heiligen Fergendienst.

Obwohl das Volk von grundlosen Tiefen spricht, an denen der mährisch-österreichische Grenzfluß gerade hier sehr reich sein soll — diese Tiefen gelten naturgemäß auch bei der benachbarten Bewohnerschaft als mit ungeheuerlich großen Fischen gefüllt — so ist, Angesichts der normalen Harmlosigkeit des Gewässers, die Reise von Mähren nach Oesterreich binnen wenigen Minuten gefahrlos bewerkstelligt.

Auf einer blumenbunten Wiese landen wir und befinden uns auf Fürst Auersperg'schem Grund und Boden. Der Anblick der düster ragenden Burg Neuhäusel von hier aus ist ein lohnender und es ist, als ob der Geist der Vorzeit darüber schwebe, als ob aus den verfallenen Ruinen noch immer Ritterliebe und Ritterkraft redeten. Wer die Rheinburgen gesehen, wird sich hier unwillkürlich an manche derselben erinnert fühlen.

Längs des Zaunes, der den herrschaftlichen Thiergarten von dem Flusse trennt, wandern wir dem Laufe desselben entgegen bis wir an die Mündung eines Baches gelangen, dem wir nun das Führeramt überlassen. Es ist eine düstere, feuchte Schlucht, auf deren Sohle wir dem Bache aufwärts folgen. Die laubreichen Baumkronen, die einen schattenspendenden Baldachin über den Weg spannen, lassen nur hier und dort einen einsamen neugierigen Sonnenblick auf die Dämmerung der tief zwischen den Bergwänden eingesenkten Thalsohle fallen.



Wie versunken in ein innerstes Nachsinnen, das zwar nichts Unheimliches an sich hat, aber auch keinem heiteren Bilde den Zutritt gestattet, zieht sich die schmale Schlucht dahin. In muthwilligster Laune springt der übermüthige Bach zu wiederholten Malen über unsern Pfad. Bei der vierten derartigen Kreuzung gewahren wir in dem Saune eine in Buschwerk versteckte Pforte, die wir passiren.

Uns zur Rechten erhebt sich plötzlich, wie unmittelbar aus dem Walde emporgewachsen, ein stark zerklüfteter Fels, der die Ruine der einst mächtigen Burg Kaja trägt. Vielverheißend thut sich im hellen, warmen Sonnenschein vor unseren Blicken ein lieblicher, üppig grüner Waldkessel auf, in dessen lauschigster Ecke sich zwischen Fels und Busch ein Teich still und träumerisch gebettet hat. In fest geschlossenem Ringe umarmen Berge und Hügel dieses schmucke Waldthal, als wollten sie es vor jeder Entweihung schützen.

Und in der That, es ist, als ob göttlicher Himmelsfriede sich sanft herabgesenkt hätte auf das freundliche Erdwinkelchen, das sich so traulich und anheimelnd inmitten von Wald und Berg gebettet hat. Zwei Häuschen — eine Försterei und eine Mühle — lehnen sich in idyllischer Ruhe an die links emporflimmende Bergwand.

Still verhallt das Geklapper der kleinen Mühle in dem Rauschen des weiten Waldes.

Nächst einem lockenden Felsenteller ist im labenden Schatten majestätischer Bäume ein reizendes Plätzchen mit Tischen und Bänken für

die Bewirthung der Gäste hergerichtet, das einen malerischen Anblick der Ruinen und der unter denselben ausgespannten Thalwiese vermittelt.

In die sonst vielleicht zu weichliche Anmuth der Scenerie wirft die trotzig-kühn herabschauende Burg einen ganz eigenartigen Schatten und so sehen wir denn die Gegensätze lächelnder Idylle und finsterner Romantik fast ohne allen Uebergang neben einander.

Als ein letzter Schimmer geschichtlicher Abendröthe steht sie noch jetzt — obwohl dem Verfall geweiht — ungebeugt und zum Nachdenken herausfordernd da. Der Glanz, in dem sie einst geleuchtet, ist zwar verblaßt, aber nicht erloschen und lebt fort in der düsteren Gluth der Romantik, die sie umhüllt. Durch ihre Lage hart an der Landesgrenze, durch ihre schöne Umgebung, durch Bau und Sage interessant, gehört die „Kaja“ zu den besuchtesten Ruinen der mährisch-österreichischen Schweiz und erfreut sich von Znaim, ja sogar von Wien aus, des zahlreichsten Zuspruchs.

Kaja ist zwar keine der größten Thajaburgen, aber ihre Umgebung ist so lieb, ihre Lage so freundlich.

Über einen tiefen Graben führt eine Holzbrücke in die stolzthronende Veste, die aus frischem Waldesgrün aufragt. Im Innern stoßen wir auf eine Reihe noch wohlerhaltener Gemächer und auf den durch einige verrostete Panzer, Helme, Schwerter und Humpen im Geiste des Ritterthums ausgestatteten Hauptsaal. Durch die hohen Bogenfenster schauen wir mit Lust einen

kleinen aber reizenden Theil von Gottes weiter, reicher Welt. Auch die Plattform des viereckigen Wartthurmes gewährt einen schönen Ueberblick über die Waldlandschaft ringsum.

Als fernere Sehenswürdigkeit gilt der rund gemauerte, fünfzig Klafter tiefe Burgbrunnen, in dem ein donnerähnliches Getöse entsteht, wenn ein Pistol hineingefeuert wird.

Uiber die ersten Anfänge von Kaja schwebt leider noch immer ein undurchdringliches Dunkel, das bis jetzt selbst der sonst so rührige Verein für Landeskunde von Niederösterreich nicht aufzuhellen vermochte.

Wir wissen nur, daß die Burg sehr alt ist und schon im zwölften Jahrhundert als solche vorkommt. Die erste urkundliche Gewähr über das Vorhandensein der Burg in dem genannten Jahrhunderte findet sich nach Dr. Gustav Winter im Reichsarchive zu München. Diese Urkunde, mittelst welcher der Herzog Friedrich I. von Oesterreich dem Kloster Osterhofen in Baiern auf Bitten des Probstes Gerung die Mauthfreiheit verleiht, ist nämlich in Kaja und zwar am 25. März 1196 ausgestellt worden.

Es muß das ein stolzer Tag für die einsame Felsenburg gewesen sein, denn der Landesfürst selbst, der „katholische“ Friedrich, der Babenberg'sche Kreuzfahrer, war in ihren Mauern eingezogen. Um sich hatte er ein stattliches Gefolge versammelt; neunundfünfzig Zeugen befrächtigten den herzoglichen Gnadenakt, darunter Angehörige der hervorragendsten Geschlechter des Landes, wie Hadmar von Chuenring, Thalhof



von Meiffau, Dietmar von Liechtenstein, Orlof von Alzenbruck 2c.; an ihrer Spitze Wolfger v. Ellenbrechtskirchen, der Bischof von Passau. Aus dem Geschlechte derer von Kaja sind unter den Zeugen vier vertreten: ein Heinrich, dann die Brüder Otto, Adeloid und Hartung von Kaja.

Unter den späteren Besitzern der Burg hat sich im fünfzehnten Jahrhunderte ein gewisser Heinrich von Leipa — im Volke als Hinz von Lippa bis heute bekannt — mehr berüchtigt als berühmt gemacht, denn so weit es uns gegönnt ist in diese dunkle, durch mangelhafte Urkunden kaum nothdürftig aufgehellte Zeitperiode zurückzublicken, scheint Heinrich von Leipa eine geradezu gefürchtete Landplage gewesen zu sein, von dem die Sage gar schauderhafte Dinge zu erzählen weiß. Der damals als „Greinmeister“ gegen den Raubadel das Standrecht übende Nizzo von Kuenring hatte vollauf zu thun, um dessen Unwesen zu steuern.

Der Mund des Volkes erzählt sich — wie bemerkt — über Hinz von Lippa noch heutzutage Schauderdinge. Auf Grundlage dieser mündlich von Generation zu Generation fortgepflanzten Ueberlieferungen möge die nachstehende Erzählung, die jedoch den Hinz irrthümlich ins 14. Jahrh. verlegt, folgen:

„Die Stadt Znaim bot am 20. Dezember 1353 ein bewegtes Bild. Es wurde die Weihnachtsmesse abgehalten, die damals aus Nah und Fern Kaufleute und Krämer nach Znaim lockte, denn der Burgvogt, der hier seinen Sitz hatte der edle luxemburgische Graf Otto von Lützelburg hatte die Gepflogenheit die arme Be-

wohnerschaft der Stadt mit Christgeschenken zu theilen. Sein unermesslicher Reichthum erlaubte es ihm auch diesem Zuge seines Herzens Rechnung zu tragen. Der dunkle Abend erst machte dem lebhaften Treiben und Drängen des Marktes ein Ende.

Das Gepräge der Heiterkeit und Zufriedenheit auf den Gesichtern, suchten die Kaufleute nun ihre Herbergen und thaten es sich nun güthlich bei einem Glase Wein, zu welchem Aufwande sie sich durch die gemachten Geschäfte berechtigt fühlten. Von den drei Schenken, die Znaim damals besaß, war die nächst der Burg gelegene, als Zeichen einen Adler führende, die besuchteste und wie man sagte die älteste, denn bevor Znaim als Stadt fungirte, soll diese Herberge schon bestanden haben. Die gute Bewirthung, die man hier genoß, hatte auch heute eine große Menge von Marktleuten versammelt, die im gemüthlichen Abendgeplauder fröhlich und guter Dinge beisammen saßen.

Es war gegen acht Uhr, als die Gesellschaft noch Zuwachs erhalten sollte. Ein junger, reich gekleideter Ritter mit zahlreichem, glänzendem Gefolge war es, der um diese Stunde noch das Zimmer betrat. Freundlich nach allen Seiten grüßend, bestellte er für sich und seine Knappen Nachtherberge und setzte sich leutselig zu einem Tische an dem bereits einige stattlich gekleidete Kaufherren saßen. Hier stellte er sich als der Ritter Kuno von Reinfels vor.

„Reinfels?“ entgegnete der Kaufmann Gerhal aus Prag, „mit Verlaub, gnädiger Herr, liegt das nicht in der Lausitz?“

„Ja wohl, und ich habe, nachdem ich mich mehrere Jahre in Italien herumgetrieben die Absicht, meine Heimat wieder zu sehen. Morgen mit dem Frühesten mache ich mich wieder auf den Weg, denn die Sehnsucht meine Burg wieder zu betreten ist groß,“ erwiderte der Ritter freundlich lächelnd.

Die Kaufleute blickten sich und dann wieder den Ritter bedeutungsvoll an, mit Mienen, als hätten sie eine Bitte auf ihren Herzen, die auszusprechen ihnen der Muth fehlte.

Reinfels bemerkte dies und sagte: „Wie ich glaube führt uns auf eine große Strecke derselbe Weg, wenn ihr wollt können wir diesen Weg in Gesellschaft zurücklegen.“

„Das ist es eben, um das wir euch, Herr Ritter unterthänigst bitten wollten,“ sagte Gerhal, „denn die Wege sind sehr unsicher und besonders ist es der Wegelagerer Hinz, den wir Kaufleute zu fürchten haben.“

In diesem Momente trat ein alter Knappe in den Reinfelsischen Farben an den Ritter heran, und machte ihm ehrerbietig eine Meldung.

„Teufel, auf den armen Kerl hätte ich fast vergessen, nun wenn er noch immer darauf besteht, so soll ihm willfahrt werden, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich,“ erwiderte der Ritter laut. Und zu den Kaufleuten gewendet sprach er: „Ein Mann meines Gefolges, der mir einmal bei feindlicher Gelegenheit das Leben gerettet hat, ist mir am Wege hierher erkrankt. Derselbe hegt durchaus den Wunsch, in seiner Heimat, in dem nahen Reß gepflegt zu werden,



oder was wahrscheinlicher ist, dort in den Armen seiner Angehörigen zu sterben. Da ich es als recht und billig erachte, diesem seinen letzten Wunsch nachzukommen, so frage ich, ob keiner von Euch geneigt wäre, mir gegen gute Bezahlung ein bespanntes Fuhrwerk zu überlassen, denn es dürfte nur mittelst Wagen möglich sein den armen Burschen noch lebend nach Reß zu bringen. Das Fuhrwerk mögen sich seine Angehörigen behalten, für die Dienste, die mir der treue Mann geleistet hat."

Einer der Kaufleute zeigte sich sogleich bereit diesen Handel einzugehen und bald darauf hörte man den Wagen auch abfahren. Der Ritter aber stieg in Folge dieses Aktes der Güte und Dankbarkeit bedeutend in der Achtung des Wirthes und der Kaufleute und es wurde ihm zu wiederholten Malen Bescheid getrunken, bis endlich gegen 11 Uhr der Schlaf sich allgemein geltend machte.

Den nächsten Tag bei grauendem Morgen machte sich Reinfels mit den Kaufleuten auf den Weg nach Böhmen. —

Otto, Graf von Lützelburg der Burggraf von Snaim, war zu der Zeit, von der wir eben erzählen, ein Mann von sechzig Jahren. Man sagte von ihm, daß er während seines ganzen langen Lebens nie etwas begangen hätte, wodurch die Gesetze der Menschlichkeit oder Ritterlichkeit beleidigt worden wären. Ganz als Mensch und ganz als Ritter, genoß er das unbedingte Vertrauen seines Kaisers Karl IV. der ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete, die Achtung und Liebe

seiner Standesgenossen und die vollkommenste Treue und Hingebung seiner Untergebenen.

Seine Frau und seine zwei ältesten Kinder waren ihm vor einigen Jahren durch eine schlimme Seuche entrissen worden. Dafür hing er mit um so größerer Zärtlichkeit an seinem Sohn Heinrich und an seiner Tochter Hedwig, die beide von dem grausamen Schicksale ihrer Geschwister verschont geblieben waren. Heinrich, der von der erwähnten Seuche auch schon ergriffen worden war, hatte seine Rettung der aufopfernden Pflege Mariens, der Tochter des damaligen Burgkellermeisters und jetzigen Adlerrwirthes zu danken. Von Dankbarkeit erfüllt ließ der edle Burggraf Marie mit seinen beiden Kindern erziehen und unterrichten. Ein ehrwürdiger Benediktiner-Mönch that dieses mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Aber auch die Eltern Mariens wurden belohnt, indem ihnen der Graf die Schenke kaufte, von der bereits gesprochen wurde. Heinrich, nun 23 Jahre alt, zeigte seit seiner Krankheit eine auffallende Veränderung seines Charakters, die ihm aber nur zum Vortheil gereichte. Früher aufbrausend und beinahe hochmüthig, ohne edleren Zweck im Auge war er jetzt sanft, gütig und strebsam geworden. Der Vater schrieb diese günstige Aenderung weniger der Krankheit als dem Einflusse der sanften Marie zu, und fühlte sich daher dem Mädchen physisch und moralisch verpflichtet, denn sie hatte nicht nur das leibliche Leben Heinrichs erhalten, sie hatte ihm auch geistigen Halt gegeben.

Edel und vorurtheilsfrei, wie der Graf war, setzte er der keimenden Liebe der beiden jungen Leute kein Hinderniß entgegen, und ließ es geschehen, als das damals Unerhörte eintrat, und der junge Graf um die Wirthstochter anhielt. Im nächsten Mai sollte die Hochzeit gefeiert werden.

Was Hedwig, die Schwester Heinrichs anbelangte, so paßte ihr sanftes Wesen ganz zu dem Mariens, und es war ein inniges Freundschaftsband, das die beiden Mädchen umschlang. Auch sie war seit Kurzem Braut, und zwar hatte der Graf Rudolf von Hardegg um sie geworben. Die Hochzeit der beiden lieblichen Paare sollte an einem und demselben Tage stattfinden.

Während das am Markttag Geschehene vorfiel war Heinrich in Prag, wohin er von dem Kaiser berufen worden war. Doch sollte er zu den Weihnachtsfeiertagen wieder zurück sein, denn, wo hätte er auch diese Feiertage schöner verleben können als an der Seite seiner Braut?

Es war Vormittags nach dem Markttag, als Hedwig die gemachten Einkäufe für das Christfest ordnete, während ihr Vater im Zimmer auf und abgehend und freundlich lächelnd von der baldigen Zurückkunft Heinrichs sprach. In diesem Momente stürzte der ehemalige Kellermeister in das Zimmer, leichenfahl und sprachlos.

Erschrocken blickte Vater und Tochter auf den Mann, der endlich mühsam stotternd die Worte herausbrachte, daß er Marie vermissen. Gestern Abend sei sie in der Küche beschäftigt gewesen, nun sei sie weg, ihr Bett sei unberührt.



Er wisse nicht wie, wann, wo. Ehe noch der Burggraf seinem Entsetzen Ausdruck geben konnte, hörte man eilende, kräftige Schritte und Heinrich trat in voller Rüstung, wie er eben von Prag gekommen, in's Gemach.

Als er erfahren um was es sich handle, stürzte er, der früher noch so freudig gelächelt, stumm und schweigsam wie von Verzweiflung gepackt, hinaus, und eilte in des armen Wirths Herberge, um sich da selbst von der Wahrheit des Schrecklichen zu überzeugen. Wie sinnlos raste er hier umher, um wenigstens eine Spur von der Geliebten zu entdecken.

Da erblickte er im Hofe einen Pergamentstreifen, den er sofort als von ihr kommend erkannte.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Er fand darauf, wie es schien mühsam geschriebene Worte ihrer Hand, die da lauteten: Der fremde Ritter aus der Lausitz hat mich entführt: Hilfe! O Gott! Hilfe!

Heinrich wußte nun genug, er beorderte die eben aus Prag mit ihm gekommenen Reifigen zum Aufsitzen, und fort ging es im rasenden Galopp der Grenze Böhmens zu; Heinrich wie von Furien gejagt an der Spitze des Juges. Kein Laut kam aus seinen Lippen, keine Thräne stahl sich aus den Augen, aber kühne, Alles verachtende Entschlossenheit leuchtete aus dem düstern, starren Gesichte. —

Während Heinrich von Lützelburg Spuren seiner gewaltsam entführten armen Braut im frampfhafsten Schmerze zu finden bemüht war,

hatte der angeblich für den Transport eines franken Knappen bestimmte Wagen, diese schon längst an einen Ort gebracht, der jeder Möglichkeit einer Auffindung Hohn sprach, nämlich in die mit allen Mitteln der damaligen Fortifikation befestigte Burg Kaja.

Außer der Kunst war es auch die Natur wodurch dieses Raubnest damals als uneinnehmbar galt; denn von einem See umfluthet, erhob sich der Fels, der die mächtige Burg trug.

Bald sollte die in Thränen aufgelöste Marie Gelegenheit haben, den Ritter Kuno in seiner wahren Gestalt, als Hinz von Eippa nämlich, kennen zu lernen.

Einige Stunden, nachdem sich das schwere Burghor hinter ihr geschlossen hatte, hielt dieser Held mit seinem Gefolge — noch immer in den Reinfels'schen Farben — seinen Einzug.

Auch die betrogenen Kaufleute, mit Ketten gefesselt, befanden sich im Geleite.

Kuno von Reinfels oder eigentlich um seinen wahren Namen zu nennen, Hinz von Eippa gab Befehl dieselben in's tiefste Verließ zu werfen, damit, wie er sich ausdrückte, sie dort den jüngsten Tag erwarten möchten; die gemachte reiche Beute aber wurde unter den Raubgesellen vertheilt. Marie wurde der Obhut eines alten, häßlichen Weibes übergeben, mit der Weisung, dafür zu sorgen, daß die spröde Taube zahm werde. Und zu den ihn umgebenden Unterhauptleuten der Bande sprach er: „Nun saget mir, wer mehr adeligen Takt in sich hat, ich, der ich die Dirne zu meiner Geliebten machen werde,

oder der eingebildecete Fant, der ehelüsterne Lüzelburg, den der Teufel holen möge.

„Dem gesammten Adel glaube ich durch diese Entführung einen Dienst erwiesen zu haben, Gott verdamme mich. Die bürgerliche Magd, die hochfahrend genug war, Rittersfrau werden zu wollen, soll mir nun auf einige Zeit ein gar artiges Spielzeug werden. Diese Ehre werde ich der Dirne erweisen. Das Liebestränklein der alten Gertrud, das sich so oft schon bewährt, wird bei allen Teufeln auch hier, bei dem Lüzelburger-Bräutlein seine Wirkung nicht verfehlen.“

„Das glaub' ich!“ erwiderte Idenko von Lippa, ein Vetter Hinzens, der zugleich Vogt der Burg Neuhäusel war, „und ich wünschte, daß die Erstürmung von Hardegg auch schon so gewiß wäre. Nun, wenn's Gewalt nicht thut, so wird es List thun und auf Strafa können wir uns verlassen. Der ist unser mit Leib und Seele, seitdem ihm die Hardeggerin einen Korb gegeben.“

„Nun mit Hardeg hat es noch bis zum Frühjahr oder Sommer Zeit; wir dürfen uns nicht übereilen“, entgegnete Hinz. „Trachte nur Neuhäusel in gutem Zustande zu erhalten. Aber jetzt, nachdem unser heutiger Handstreich so gut abgelaufen ist, wollen wir dem Herrn Bacchus unsere Verehrung bringen. Die Krämer haben uns für den ganzen Winter mit Wein versorgt, Dank der edlen Fürsorge unseres kaiserlichen Herrn, der die ganze Umgebung von Znaim mit Burgunder-Reben bepflanzt hat.“

„Doch noch etwas. Bevor wir uns zur Winterruhe begeben, soll noch ein Exemplum an



den drei Müllern in Neunmühlen, an Prochaska, Slavik und Bende statuiert werden. Ich halte diese Kerls für Verräther und zum Lohne dafür sollen sie baumeln und ihre Mühlen dem Erdboden gleich gemacht werden. Diesen meinen Befehl will ich morgen schon ausgeführt sehen.“

Nach Ertheilung dieses Auftrages gingen die Helden ans Gelage, wobei der Wein in Strömen floß. Am nächsten Tage wurden die Mühlen wirklich zerstört und heute noch sieht man die Trümmer derselben.

Nach und nach gelang mit Hilfe Gertrudens auch der garstige Plan gegen Marie. Das Liebes-träncklein des alten Weibes, aus narkotischen Kräutern gebraut, machte aber das arme Wesen siech an Leib und Seele. Theilnahmslos ließ sie nun Alles über sich ergehen. Nach kurzer Zeit trat ein Ereigniß ein, das ihr einige Funken des Lebensbewußtseins wieder gab. Sie fühlte sich Mutter. Das kam dem abscheulichen Wüstling unbequem und er befahl Gertruden das arme, durch ihn unglückliche Mädchen dem Hungertode preiszugeben.

Ein psychologisches Unikum sollte Rettung bringen.

Das alte sonst so hartherzige Weib fühlte ein menschliches Rühren und statt den Befehl Hinzens zu befolgen, führte sie Marien bei Nacht und Nebel in den Wald hinaus. Gertrude war selbst einmal in ähnlichen Verhältnissen gewesen und daher mag wohl die Anwandlung von Menschlichkeitsgefühl gekommen sein.

Kurz vor ihrer Befreiung sollte Marie noch

Zeugin eines Ereignisses sein, das in ihr große Bestürzung erregte; sie sah nämlich eines Abends, wie Rudolf Graf von Hardegg, der Bräutigam Hedwigs mit vielen seiner Burgleute als Gefangener in die Burg gebracht wurde. Aus Gesprächen der Raubgesellen, die unten im Hofe lärmten und tobten, entnahm sie, daß die feste Burg Hardegg durch Verrath des Ritters Hans Straka gefallen sei. Dieses geschah den 3. Mai und am 30. hätte die Hochzeit Rudolfs mit Hedwig sowie auch die ihre stattfinden sollen.

Mechanisch hatte sich Marie von ihrer bisherigen Wärterin in den Wald hinaus führen lassen.

Gertrude, die durch einen leisen Anflug von Mitleid sich hatte bewegen lassen, das Rettungswerk des franken Mädchens zu beginnen, besaß nicht Mitleid genug, um das Begonnene ganz zu vollenden. Ja sie hegte die frevelhafte Hoffnung, daß Marie in wenigen Tagen ihrem Siechthum und den Gefahren des wilden Waldes erliegen werde und müsse. Daß dann der Leichnam der armen Gequälten nicht entdeckt werde, dafür glaubte sie dadurch zu sorgen, indem sie das Mädchen an einen Ort brachte, von dem sie wußte, daß er von den Burgleuten wenig besucht sei. Bis ins innerste Lebensmark ermattet, sank die Dulderin hier zusammen, während Gertrude sich wieder in die Burg begab.

Ein langer tiefer Schlaf senkte sich auf Marie herab; endlich erwachte sie vom belebenden Athem der Natur angefächelt. Obwohl die lange entbehrte freie Luft erfrischend auf Geist und Körper wirkte, so kam sie doch nur zu bald zum Be-

wußtsein ihres grenzenlosen Elends. Sie gedachte Heinrichs und der Unmöglichkeit ihm je angehören zu können, sie war ja geschändet und das Zeugniß ihrer Schändung, es lebte in ihr, unter ihrem Herzen, das nur immer das Große und Edle geliebt hatte und das in Heinrich das Ideal alles Großen und Edlen erkannt hatte.

Da durchzuckte plötzlich ein belebender Gedanke ihre Seele, sie war jetzt frei, das, woran sie die alte Gertrude so oft hinderte, das konnte sie jetzt unbehelligt ausführen, sie konnte sich ja selbst endlich den erwünschten Tod geben. Begeistert und gekräftigt durch diese Idee eilte sie der nahen Thaja zu, deren Wellen ihr einladend zulächelten.

Vorher noch ein kurzes Gebet für Heinrich sprechend und ihre Seele Gott empfehlend, stürzte sie sich in die Fluthen — nicht aber um im Jenseits, sondern im Diesseits wieder zu erwachen. Sie schlug ihre Augen auf und befand sich in einer fremden Umgebung.

Ein alter, Ehrfurcht gebietender Mann mit weißem wallenden Barte kniete neben ihr. „Meine Tochter,“ sprach er, „tröste dich, Gott hat mir das Glück gegeben, dich vor einer großen schweren Sünde zu bewahren. Darum preise ich ihn. Er wird mir auch die Gnade geben, dich zu einem neuen geistigen Leben zu erwecken. Bedenke die großen Worte, die er einst gesprochen: Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Marie brach in heftiges Schluchzen aus und heiße Thränen ergossen sich über ihre Wangen.



Der Einsiedler ließ dieses geschehen, dann sprach er: „Ich heiße Klaus und bin der Bewohner dieser Höhle, in der Du dich befindest. Auch ich habe einmal draußen in der Welt gelebt und gerungen und gelitten ohne die Ruhe finden zu können, die ich vor dreißig Jahren endlich hier gefunden habe.“

Wie lindernder Balsam fielen die Worte des ehrwürdigen Mannes auf das wunde Herz des Mädchens und unter Thränen legte sie nun ein Geständniß all der Leiden ab, die sie erduldet.

„Fürchte dich nicht, meine Tochter,“ sprach der Einsiedler, „vor dem bösen Wütherich, den das Strafgericht Gottes auch ereilen wird, bist du hier sicher. Er und sein Gesindel scheuen und fürchten den Ort, wo ich mit Gott verkehre.“

Ruhe und Friede kehrten auch allmählig in das Herz des Mädchens wieder und auch ihre Gesundheit befestigte sich zusehend, aber auch die Stunde nahte, wo sie die Mutterpflichten mit ihren Freuden und Leiden kennen lernen sollte.

Sie genas zwei Monate nach ihrer Befreiung aus den Klauen Hinzens eines gesunden Knäbleins, das von Klaus getauft wurde und den Namen Gottfried erhielt.

Der Einsiedler hatte sich vorgenommen, Marie, sobald sie geistig und körperlich ganz hergestellt sei, ihren Eltern wiederzugeben. Auch hatte er die Absicht, bei dieser Gelegenheit alle die verruchten Thaten, die Hinz verübt, dem Burggrafen von Znaim anzuzeigen. Doch eine eigenthümliche Scheu vor dem menschlichem Verkehr ließ ihn diesen Plan immer wieder verschieben. Endlich

konnte er den Bitten und Beschwörungen Mariens nicht mehr widerstehen. Sie verfaßte ein großes Schreiben an Heinrich, in dem sie Alles schilderte, was sie erlebt und gelitten, von dem Ueberfall der Kaufleute angefangen, bis zu dem Handstreich gegen Hardegg.

Auch, daß sie nach dem Geschehenen nicht mehr die Seine werden könne und wolle, schrieb sie.

Diese Epistel übergab sie dem ehrwürdigen Klaus und von ihren Segenswünschen begleitet, machte sich dieser auf den Weg nach Znaim.

Als er nach einigen Stunden zum Rabenstein kam und die Stadt vor sich erblickte, beschlich ihn wieder die alte Menschenscheu und Menschenfurcht, er blieb stehen und befestigte das Schreiben an einer uralten Eiche. Von hier aus, hoffte er, würde der an Heinrich von Lützelburg adressirte Brief wohl auch in dessen Hände gelangen, da, wie er von Marie wußte, der Rabenstein ein täglich besuchter Lieblingsplatz des Ritters sei. —

In Kaja hatte sich inzwischen das tolle Treiben noch bedeutend gesteigert. Ein Gelage drängte das andere. Mehrere glücklich ausgeführte Unternehmungen, darunter die Erstürmung von Hardegg, hatte den tollen Troß und den kühnen Uebermuth des Ritters Hinz auf die höchste Spitze getrieben; ja dann und wann gedachte dieser Raubschaarenführer allen Ernstes daran, den Burggrafen Otto von Lützelburg offen zu befehlen. Einen Mißerfolg hielt er sowohl, als auch jeder seiner Unterhauptleute für unmöglich. Den Grafen Rudolf von Hardegg hielt er noch immer in festem Gewahrjam, zu welchem Zwecke,

wußte er selbst nicht, vielleicht um ihn einmal als Heißel zu benützen, oder auch um sich an seiner Demüthigung zu weiden. Die ihm angeborene Schadenfreude berechtigte zu der letzteren Annahme.

Bei dem Falle von Hardegg war es auch geschehen, daß Hinz von Lippa mit einem Edelknappen dieser Burg, mit Gustav von Zornstein, in harten Zweikampf gerathen war. Die todesverachtende Tapferkeit des jungen Kämpen setzte dem geübten Haudegen arg zu, ja der Kampf wendete sich schon zu Gunsten des jugendlichen Zornstein und wer weiß was geschehen wäre, wenn sich Zdenko nicht ins Mittel gelegt hätte. Gustav wurde in Folge dessen Gefangener. Da Hinz viel auf persönlichen Muth und Tapferkeit hielt und er diese Eigenschaften, die er allein als Tugenden anerkannte, selbst an seinen Feinden achtete und schätzte, so faßte er alsogleich den Plan, den kühnen Knappen für seine Dienste zu werben. Bevor er jedoch dies ausführte, ließ er Gustav auf einige Zeit die Leiden des Burgverlieses erdulden, um ihn mürbe zu machen, und um in ihm die Sehnsucht nach Freiheit zu erwecken, denn er wußte, daß der Mensch die Freiheit nie mehr zu schätzen wisse, als bis er die Schwalben draußen hinter den Gittern eines Gefängnisses zwitschern gehört hat.

Zornstein, der sich früher nie länger in einem geschlossenen Raume aufgehalten hatte, als höchstens eine Nacht um zu schlafen, wurde gar bald mit aller Gewalt von der Sehnsucht nach blauem Himmel und grünem Walde erfaßt und als ihm eines



Tages die Wahl überlassen wurde, Streitmann Hinzens zu werden oder auch ferner in strenger Haft zu bleiben, entschied er sich für das Erstere. Um seinem Charakter nicht Unrecht zu thun, müssen wir erwähnen, daß ihn noch ein anderes Motiv zu dieser Wahl trieb; er hoffte nämlich Gelegenheit zu finden, zu entfliehen und dann dem Grafen von Hardegg nützlicher werden zu können, als er ihm als Gefangener sein konnte. Bald wußte er sich auch das Vertrauen Hinzens und der Hauptleute zu erringen, aber Gelegenheit zur Flucht konnte er trotzdem nicht finden, er fühlte gar bald, daß jede seiner Bewegungen mit Argusaugen überwacht wurde. Das spornte ihn an, sich noch mehr in die Gunst seines jetzigen Gebieters einzuschleichen.

Er war der stete Begleiter desselben auf der Jagd und Fehde und viele der gefangenen Hardeggischen Leute hielten ihn schon für einen Verräther an der Sache, für die er einst so mannhaft gestritten hatte.

Eines Morgens nach einem schwelgerischen Gelage, das die ganze Nacht hindurch gedauert hatte, und bei dem der Wein in noch mächtigeren Strömen geflossen war, als gewöhnlich, ordnete Sippa eine große Bärenjagd an.

Alle Hauptleute, auch Gustav von Zornstein, sollten daran Theil nehmen. Der des Nachts genossene Wein hatte allgemeine tolle Heiterkeit erzeugt, die durch die frische Morgenluft noch bedeutend gesteigert wurde.

Am Ufer des Sees, dem Burgthore gegenüber stand eine große alte Eiche, deren Wipfel

weit über die anderen Bäume emporragte. Hier bestiegen die Ritter, gewöhnlich nach Uibersezung des Sees, ihre Pferde. Auch heute sollte es so geschehen. Da erblickte Idenko, der Burgvogt von Neuhäusel etwas Weißes am Stamme der Eiche. Er trat näher und der Ruf: Teufel, was ist das? lenkte die Aufmerksamkeit der anderen auch auf den Punkt. Hinz, der auf die Eiche zugegangen war, sagte: „Mir scheint gar, das ist eine Vorladung der hochheiligen Fehme! Nun, wenn das mir oder einem der unseren gelten soll, so können wir über den harmlosen Scherz dieser armen Nachteulen nur lachen.“ Dabei riß er das mit sieben Siegeln versehene Vorladungsschreiben des heimlichen Gerichtes von der Eiche und gab es seinem Begleiter, einem gewissen Engelbert Bock in die Hände, damit er es vorlesen möge.

Bock wollte einst Geistlicher werden und hatte als Novize eines Klosters lesen gelernt. Er entfaltete das Schreiben und las: „Hinz von Lippa, der Du mehrfacher Gräuelthaten gegen Gott und die Menschheit angeklagt worden bist, Du wirst hiermit zum ersten Male aufgefordert, Dich bei uns, die wir sind Beisitzer und Vollstrecker des heimlichen Gerichts, zu verantworten, widrigenfalls Du mit Leib und Blut, mit Hab und Gut der heiligen Fehme verfallen bist.“

Ein lautes, wildes Gelächter ertönte von allen Seiten, nachdem Bock seine Vorlesung beendet hatte.

„Diese Nachteulen-Gesellschaft muß sich für unfehlbar und allmächtig halten,“ sagte Idenko,

„denn sonst könnte sie wohl an den Erfolg eines solchen Versuches nicht glauben. Ha, ha, ha!“

„Nun aber laßt uns an unsere Jagd denken,“ rief Hinz und schwang sich dabei auf sein Roß, welches Beispiel auch allgemeinen Anklang fand. Mit Beute reich beladen, kehrten die Jäger Abends wieder in die Burg zurück, um ihr Gelage fortzusetzen. Manche Spöttelei und mancher Witz wurde dabei gegen die Fehme losgelassen.

So vergingen mehrere Wochen, in welchen Eippa und seine Raubgenossen in Saus und Braus dahinlebten. Des Tages wurde entweder in den großen Wäldern gejagt oder auf den Straßen geraubt, des Nachts aber versammelten sich die Strauchritter bei Hinz, um da mit ihm ihrem Lieblingsgotte Bacchus ihre Verehrung darzubringen. Gewöhnlich dauerten derlei Sitzungen bis gegen, manchmal auch bis nach Mitternacht.

Da fand man eines Morgens, als das Burgthor geöffniet wurde, abermals ein Vorladungsschreiben des Stuhlgerichts, und zwar war es dieses Mal an die Außenseite des Thores geheftet. Die Benachrichtigung davon machte Hinz wüthend, er stampfte mit seinem bespornten Fuße wild auf die Erde und sagte: „Obwohl mich die Ohnmacht dieses Natterngezüchtes mir gegenüber belustigt, so ärgere ich mich doch über die Frechheit desselben. Von heute an hat jede Nacht ein erprobter Mann draußen am Thore Wache zu halten. Ich bin nicht gesonnen, fernerhin mein Burgthor durch ähnliche Zieraten verhunzen zu lassen.“

Es machte aber dieser Vorfall auf ihn mehr



Eindruck, als er sich selbst gestehen wollte, besonders deshalb, weil die Vorladung in noch kategorischerem Tone gehalten worden war, als das erste Mal. Von nun an mußte stets einer der Hauptleute in seiner Nähe sein, wenn er einen Ritt auswärts machte. Doch alle von ihm angewandte Vorsicht sollte ein drittes Vorladungsschreiben der Fehme nicht verhüten, denn wieder einige Wochen später fand sich abermals und zwar am inneren Burgthore ein solches.

In seiner Wuth darüber ließ er den Mann, der die Nachtwache gehalten hatte, auf der Eiche draußen aufhängen. Statt aber seinen Missethaten Einhalt zu thun, wurde er noch wilder und blutdürstiger.

Es beleidigte seinen Stolz, daß die Fehme es gewagt hatte, ihn ihrer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen und am liebsten hätte er einen Fehdezug gegen den Freistuhl, den Versammlungsort des heimlichen Gerichts unternommen, wenn ihn nicht abergläubische Scheu davon zurückgehalten hätte. Des Nachts scheuchte oft das Schreckgespenst der Fehme allen Schlaf von seinen Augen und er gab sich daher noch mehr dem Genuße des Weines hin. In einer solchen schlaflosen Nacht ließ er einmal eine Schenkungsurkunde ausstellen, mittelst welcher er das Dorf Kaidling dem geistlichen Ritterorden der Kreuzherren am Pöstenberg schenkte. Er glaubte dadurch sein aufgeregtes Gewissen beschwichtigen zu können. In der Folge ging dieses Dorf an die Prämonstratenser in Bruck beim Kartenspiel verloren. Aber wie gesagt, wurde Hinz doch nicht besser;

wenn er früher schon als der Schrecken der ganzen Umgebung galt, so wurde er es jetzt noch mehr. —

Es war in einer Octobernacht. Ein Spätherbstgewitter, das gewöhnlich schon an und für sich auf das Gemüth des Menschen den Eindruck des Unheimlichen erzeugt, stand drohend am Himmel. Blitze von der grellsten Beleuchtung durchzuckten das nächtliche Firmament, um gleich darauf in der schwarzen Finsterniß wieder zu verschwinden. Gewaltige Donnerschläge dröhnten dazwischen und machten die Erde erbeben.

Stöhnend und ächzend zog die Windsbraut durch die Lüfte und peitschte die herabgießenden Regenströme mit wuchtigen Schlägen. Jedes Thier, selbst das wildeste Raubthier, suchte winselnd und heulend Bergung und Schutz vor dem furchtbaren Elemente.

Trotz dieses wilden Kampfes der Natur sah man einige dunkle Gestalten, die das zeitweise Aufleuchten der Blitze als unheimlich verummte Menschen zeigte. Wie finstere Götter der Rache und Vergeltung huschten sie schattenhaft dem berühmten Rabenstein zu. Einer in gleicher Weise verummten Gestalt murmelte jeder von ihnen ein Wort zu, worauf sie eine düster beleuchtete Felsenhöhle betraten. Sieben schwarz behangene Stühle standen hier an der Längenseite eines ebenfalls schwarz verhüllten Tisches. Am Tische brannte eine Kerze von schwarzem Wachs, daneben sah man ein Crucifix, einen Todtenkopf, der auf zwei gekreuzten Schwertern ruhte, einen Strick und einen Dolch.

Nach und nach waren es sieben derartige Gestalten, die die Höhle betraten; der Freigraf und die sechs Freischöppen des Gerichtes von der rothen Erde.

Der Freigraf setzte sich auf dem mittelsten Stuhle, neben ihn zu beiden Seiten die Schöppen.

Lautlose Stille war in der Höhle. Nur das Rollen des Donners und das Brausen des Sturmes ertönten. Endlich hob der Freigraf mit einer Stimme, die aus der schwarzen Maske heraus wie eine Grabesstimme erklang, an:

„Sintemal und alldieweil der Ritter Hinz von Lippa unserer, das ist des geheimen Gerichts, dreimaligen Aufforderung nicht Folge geleistet hat, und weil er durch sein sothanes Gebahren sich selbst als schuldig erklärt aller der Missethaten, so geschrieben stehen und zu lesen sind in dem Schreiben der entführten Znaimer Wirthstochter Marie an den Ritter Heinrich Grafen von Lützelburg, so thun wir als Beisitzer und Vollzieher der heiligen Fehme zu wissen und bekannt, daß von der jetzigen Stunde an der Ritter Hinz mit Leib und Blut, mit Hab' und Gut in den Bann geworfen und der hochnothpeinlichen Procedur des heimlichen Gerichtes verfallen ist.“

Bei diesen letzten Worten griff der Freigraf nach einem Stabe, der auf dem Tische lag und zerbrach denselben in zwei Theile, nahm dann den Dolch und den Strick in die Hand und rief:

„Dolch und Strick sollen ihn nun auf Schritt und Tritt verfolgen und seinem verruchten Leben ein Ende machen.“



Die Sitzung wurde somit geschlossen und eben so lautlos als sie gekommen waren, verschwanden die Fehmrichter wieder in der Finsterniß der Nacht.

In der in fast unmittelbarster Nähe des Rabenstein gelegenen, hoch sich über die Thaja, emporthürmenden stattlichen Znaimer Burg, die früher immer der Sitz der schönsten und reinsten Freuden gewesen war, sah es seit der Entführung Mariens sehr trübselig aus. Es war das aber nach all' den jüngsten Vorfällen nicht anders möglich.

Heinrich war noch immer nicht zurückgekehrt und irrte mit seinen Kriegsleuten in Böhmen und in der Lausitz herum, um seine Braut zu finden. Auch in Znaim glaubte man allgemein an eine Entführung Mariens durch den Ritter Kuno von Reinfels, da ihr durch den ehrwürdigen Klaus beförderter Brief nicht in die Hände der Familie Lützelburg gekommen war. Von der bewußten Eiche beim Rabenstein war der Brief in die Macht der Fehme gerathen, die wie wir wissen, in der Nähe davon ihren Freistuhl hatte. Wie uns die obigen Zeilen belehrt haben, hatte dieser Brief auch schon zu wirken begonnen, wenn auch gerade nicht in der von der Schreiberin desselben angestrebten Art. Den eigentlichen Eigenthümern des Briefes gegenüber beobachtete die Fehme einstweilen das tiefste Stillschweigen.

Nichts desto weniger kam bald darauf die Kunde der Hardegger Eroberung durch Hinz zu den Ohren des Burggrafen.

In der Burg sowie auch in der Stadt Znaim

erzeugte diese Hiobspost großes Entsetzen. Besonders nahe wurde Hedwig dadurch berührt. Aber der Burggraf, der sich in allen seinen Handlungen und Thaten immer nur durch die Vorsicht und die Ueberlegung des Alters leiten ließ, wollte nicht eigenmächtig handeln, sondern bemühte sich, die Reichsacht vom Kaiser gegen den frechen Raubritter zu erwirken. Dadurch wurde die Angelegenheit bedeutend verzögert und dem Ritter Hinz Zeit gelassen noch mehr Missethaten auszuüben.

Gleichzeitig mit dem Berichte über den Fall Hardeggs an den Kaiser, wurde auch Heinrich von dem Burggrafen aufgefordert, nach Znaim zurückzukommen, damit er bei einem eventuellen Angriff auf Burg Kaja den Oberbefehl führe.

Hinz von Cippa befand sich unterdessen, wenigstens was sein äußeres, sein materielles Sein anbelangte, ganz wohl.

Wenn sich in seinem Innern auch dann und wann Befürchtungen und Ahnungen erhoben, so suchte er dieselben durch aufregende Vergnügungen, wie Jagd, Kampf und Weingelage zu vertreiben und zu zerstreuen.

Ein seiner muthigen und kräftigen Natur sehr zusagendes Vergnügen war nächst der Fehde und Wegelagerung die Bärenjagd.

Da auch Zornstein ein großer Freund dieser nach unsern jetzigen Begriffen gefährlichen Zerstreung war, so nahm er an diesen Jagden gewöhnlich Theil, und einer suchte es dann dem andern in Beweisen von Kühnheit, Kraft und Ausdauer zuvor zu thun. Es war an einem hei-

tern aber kalten Novembertag als Hinz wieder eine derartige Jagd anordnete, die in dem wilden Gehege zwischen Kaja und Neuhäusel stattfinden sollte. Alle die bevorzugten Hauptleute und Knapen waren zur Theilnahme aufgefordert worden und es war ein nicht unbeträchtlicher Troß von Jägern, der in den Wald zog, um mit Bären, Wölfen und Auerochsen zu kämpfen.

In kleinere Abtheilungen aufgelöst, suchten die Burgleute nach Fährten von derartigen Thieren.

Wie gewöhnlich befand sich Zornstein in der Begleitung Lippas. Der Zufall führte ihnen einen Bären von riesiger Größe in den Weg. Mit wildem Jagdgeschrei stürzten die beiden Männer auf ihn los. Der Bär stuzte Anfangs als er die zwei auf ihn heranstürmenden Gegner sah und es schien, als überlege er, ob der Kampf anzunehmen sei oder nicht, dann machte er sich auf den Rückzug, aber bedächtig und vorsichtig.

„Ha! die feige Bestie flieht,“ schrie Lippa, „ist Dir je so etwas vorgekommen, Zornstein? Aber warte, wir werden dich schon Muth lehren.“

Bei diesen Worten machten sich die zwei Jäger mit Ungestüm auf die Verfolgung des Thieres.

Eine ungemein wilde, in das Thajathal einmündende Schlucht war es, wo der Bär endlich wirklich Stand hielt. Mit lautem Halloh warf sich Lippa wüthend auf das Thier. Mit funkelnden Augen lauerte der Bär auf jede seiner Bewegungen. Einem mit Macht ausgeführten Lanzenstoße, in folge dessen der Ritter das Gleichgewicht verlor und vom Pferde stürzte, aus-



weichend, warf sich die gereizte Bestie ingrimmig auf den Jäger, um ihn mit einer gewaltigen Umarmung zu erdrücken. Dieses war so schnell und plötzlich geschehen, daß der etwas zurückgebliebene Zornstein es nicht verhindern konnte. Mit blanker Waffe stürzte sich dieser nun auch auf das Thier, und seiner gewohnten Geistesgegenwart und Kraft gelang es auch, durch die Tödtung des Bären dem Ritter Hinz das Leben zu erhalten.

„Ritter Hinz von Lippa,“ sprach nun Zornstein mit feierlicher Stimme, „ich habe jetzt als Mensch dem Menschen gegenüber gehandelt; was ich jedem andern zu leisten schuldig gewesen wäre, habe ich auch an Dir gethan. Ich habe aber noch eine andere Pflicht, die Pflicht des Wissenenden von der heiligen Fehme. Du bist verfehmt, vertheidige Dich, diese Gunst Dir zu erweisen, fordert mein ritterliches Gewissen, wenn es auch nicht mit den Satzungen der Fehme übereinstimmt.“

Mit einem lauten Fluche zog Lippa sein Schwert um den gewaltig auf ihn eindringenden Hieben des Fehmrichters zu pariren, und schwer verwundet, eine Fluth von Schmähungen und Lästerungen im Munde, sank er endlich nach hartem Kampfe zu Boden.

Zornstein zog nun den Dolch der heiligen Fehme heraus und gab ihm damit den Gnadenstoß in die Brust. Nach dem Gebrauch der Fehme ließ er den Dolch dort stecken.

Zornstein hatte nun das erreicht, wornach er sich so lange gesehnt, die Freiheit und damit die

Möglichkeit seinem Herrn und Gebieter, dem Grafen Rudolf von Hardegg, wirksamer Hilfe zu leisten als er bisher gekonnt. Nachdem er das Gebot der Fehme vollführt hatte, suchte er dem Bereich der Blutthat so schnell als möglich zu entkommen.

Er mochte ungefähr eine Stunde geritten sein, als er Waffengeöse vernahm, ehe er noch ein Versteck entdecken konnte, sah er sich schon umzingelt.

„Ha, da ist so ein sauberer Vogel aus dem Raubneste Lippa's“ rief ein vom Kopf bis zu den Füßen beharnischter Mann. „Na ergieb Dich nur, jeder Fluchtversuch ist höchstens geeignet Deinem verfluchten Räuberleben ein noch früheres Ende zu machen, als es sonst geschehen würde.“ Zornstein blickte auf und sah einige Fähnlein Lüzelburgischer Leute vor sich.

Voll Freude darüber nannte er seinen Namen und gab sich als einen ehemaligen Edelknappen Hardeggs zu erkennen.

„Das könnte jeder sagen,“ sagte Ulrich von Sichtenburg, der einstweilen bis zur Rückkunft Heinrichs von Lüzelburg die Befehdung Kajas leiten sollte. „Wisse nun, mit Deinem saubern Patron, dem Hinz und mit Leuten seines Gelichters wie Du einer bist, trotz all' Deiner schönen Worte, macht man jetzt keine langen Geschichten, da des Kaisers Acht auf Euch ruht. Fesselt ihn,“ rief er nun dreien seiner Knappen zu, „morgen werdet ihr ihn nach Znaim bringen, damit das dortige Volk nicht um das Schauspiel kommt, das die Hinrichtung eines Räubers gewährt.“

Da Ulrich von Lichtenburg die Absicht hatte zuerst das schwächere Neuhäusel zu überrumpeln und dann erst an die Belagerung von Kaja zu gehen, so benützte er Schleichwege um gedeckt und unbemerkt an Neuhäusel herankommen zu können. Der Zufall führte ihn auf den Punkt, wo die Leiche des Ritters Hinz von Lippa lag. Entsetzt bekreuzte er sich, als er den Dolch der Fehme erblickte.

Die im Geheimen so furchtbar wirkende Macht des heimlichen Gerichts imponirte den alten Kriegern und jedem seiner Begleiter und lange und sinnend blickte er auf den Gerichteten. Eine mächtige Aufregung zuckte inzwischen in dem Gesichte Zornsteins; Selbsterhaltungstrieb und Pflichtgefühl kämpften einen gewaltigen Kampf in ihm, doch endlich siegte das letztere und er blieb stumm, denn ein fürchterlicher Eid untersagte es ihm, sich als Mitglied der Fehme erkennen zu geben.

Einige Stunden darauf war Neuhäusel in die Hände der Lützelburger gefallen, doch war es einem großen Theil der Besatzung gelungen, sich durchzuschlagen und in der Burg Kaja Schutz zu suchen, an deren Belagerung Ulrich von Lichtenburg allsogleich ging. Er wußte gar wohl, daß diese Erstürmung eine sehr schwierige sein würde, und begnügte sich für das Erste, die Burg einstweilen zu cerniren. In Kaja glaubte man, daß Hinz und Zornstein bei der Jagd in die Hände der Lützelburger gefallen seien und die Erbitterung und Wuth waren daher um so größer. Zdenko von Lippa führte den Oberbefehl.



Gustav von Zornstein war unterdessen wirklich mit dreißig Raubgesellen der Bande Eippas, die den Belagerern bei Neuhäusel in die Hände gefallen waren, nach Znaim gebracht worden.

In dem tiefsten Burgverließe sitzend, hatte er schon jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben, denn das einzige und sicherste Mittel zu diesem Zwecke, durfte und wollte der Arme nicht anwenden. In wenigen Tagen sollte die Hinrichtung der Räuber, und somit auch die seine öffentlich und feierlich stattfinden. Die ganze Stadt freute sich darauf einunddreißig solcher Unholden auf einmal hängen zu sehen, und bedauerte nur, daß der Hauptunhold Hinz diesem Schicksale entgangen war.

Am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages wurden die verurtheilten Räuber dem Publikum zur Schau ausgestellt und auch Gustav mußte sich, wenn auch mit dem größten Widerwillen, diesem damaligen Gebrauche fügen.

Am nächsten Morgen wurde am Burgthor ein durch die sieben charakteristischen Siegel als von der Fehme kommendes Schreiben gefunden.

Es war an Otto von Lützelburg adressirt, der, nachdem er den Brief gelesen hatte, zu Gustav eilte und ihm seine Freiheit verkündete. „Bald,“ sagte der Burggraf freundlich zu Zornstein, „bald hätten wir an Dir etwas gethan, was uns später gereuet hätte.“

„Der heiligen Fehme danken wir es, daß es nicht geschehen.“ Die Freude des an jeder Rettung schon Verzweifelnden, war eine unbeschreibliche.

Das, dem er gestern Abend so schwer sich gefügt hatte, die öffentliche Prangerstellung, hatte ihn gerettet, denn er war dabei Mitgliedern der Fehme zu Gesicht gekommen, und der Freistuhl hatte sich in Folge dessen seiner angenommen. Er hatte erklärt, daß Gustav von Zornstein wirklich Hardeggischer Edelknappe gewesen, daß er in die Gefangenschaft Lippas gerathen und aus dieser nun entflohen sei, und daß er immer nur im Interesse des Grafen von Hardegg gehandelt habe. Daß der junge Edelmann Mitglied des heimlichen Gedinges sei, davon erwähnte der Brief natürlich nichts.

Am Abende desselben Tages, wo Gustav so nahe daran gewesen war, mit dreißig Verbrechern hingerichtet zu werden, kam endlich der sehulichst erwartete Heinrich aus dem Lausitzer-Lande zurück.

Seine frühere Lebensheiterkeit war einer dumpfen Melancholie gewichen und kein Lächeln hatte seit jenem verhängnißvollen Tage, an dem seine Braut verschwunden, um seinen Mund mehr gespielt. Böhmen und die ganze Lausitz hatte er mit seinen Reifigen durchstreift, überall hatte er geforscht und gesucht, aber vergebens, keine Spur der Verschollenen war zu finden. Nach und nach war jede Hoffnung in ihm erloschen, und mit Freude begrüßte er daher die Aufforderung seines Vaters, der zu Folge er schleunigst nach Znaim kommen sollte, um dann die Belagerung von Kaja zu leiten.

Wertlos und bedeutungslos wie ihm sein Leben nun erschien, jubelte er den Gefahren einer

Schlacht stürmisch entgegen, und mit fieberhafter Ungeduld machte er sich schon am nächsten Mittag auf den Weg zu dem belagerten Raubneste.

Während seine Reissigen auf mehr gebahnten Wegen dahinzogen, schlug Heinrich mit Gustav von Zornstein einen näheren, aber bedeutend beschwerlicheren Waldpfad ein. Eine zufällige Abirrung von ihrer Richtung brachte die beiden Ritter in eine ganz unbegangene und vollkommen unentweihete Waldgegend, die von der Thaja durchströmt war.

Es war eben der Untergang der Sonne, die scheinbar in die Fluthen der Thaja sank und einen letzten Abschiedskuß auf die Erde drückte. Die im Glanze herrlicher Farben schillernden Wälder waren an den Ufern wie von Goldschaum umsäumt und ein leichter blauer Duft, der schleierartig dahin wallte, machte den gebotenen Reiz zu einem noch höheren. Von der Allgewalt dieses herrlichen Bildes mächtig ergriffen, stand Heinrich da, tief in Träumereien versunken. Plötzlich ihn heftig beim Arme fassend, weckte ihn Zornstein aus denselben.

Heinrichs Blick folgte der weit ausgestreckten Hand des Edelknappen und ein eigenthümlicher von heftiger Gemüthsbewegung zeigender Schrei entfuhr seinen Lippen. Die Hand über die Augen haltend als wolle er dadurch seine Sehkraft konzentriren, starrte er nach dem Punkte hin, den sein Begleiter ihm gewiesen. Lange stand er athem- und sprachlos, aber endlich kam er doch zum Bewußtsein, daß das was er schaute keine optische Täuschung, keine Ausgeburt



aufgeregter Phantasie, sondern frische, frohe Wirklichkeit sei.

Ja, sie war es die er so lange vergebens in fernen fremden Landen gesucht, — seine Marie.

Betend, von dem letzten Schimmer des Tageslichtes umflossen, kniete sie vor dem Eingange zu einer dunklen Felsengrotte, ihren Blick aufwärts gerichtet.

Auf Gustav vergessend, und seines Pferdes nicht achtend, das inzwischen unter der spärlichen Herbstvegetation nach Nahrung suchte, erreichte er mit wenigen Schritten den Ort, wo die so lange Gesuchte kniete. Er vernahm ihr Gebet, es galt ihm. Mit freudebebender Stimme nannte er ihren Namen, sie schaute auf, und wie auf ihn früher, so wirkte auch bei ihr das plötzliche ungeahnte Wiedersehen. Aber seine heißen liebeglühenden Küsse rissen sie bald wieder aus der Erstarrung, die die plötzliche Freude in ihr erzeugt, und weinend erzählte sie Alles, was vorgefallen, und auch das, daß sie nach dem Geschehenen den verlorenen Frieden in einem Kloster zu suchen beabsichtige.

In diesem Augenblicke trat der ehrwürdige Klaus, Gottfried in den Armen tragend, aus der Höhle, ohne daß Heinrich ihn bemerkte.

Von der Wucht des eben Gehörten darniedergeschmettert, stand er da, wankend, wie eine gebrochene Eiche. Erst den milden Trostesworten des Einsiedlers, dem eine reiche Lebenserfahrung zu Gebote stand, gelang es, nach und nach Ruhe und Fassung in das geknickte Herz des unglücklichen Ritters zu senken. Mit Hilfe des inzwischen

auch dazu gekommenen Zornstein, raffte sich Heinrich allmählig wieder auf von dem furchtbaren Schlage, den das Schicksal über ihn verhängt. Nur davon wollte er nichts wissen, daß Marie in ein Kloster gehe; im Gegentheil er erneuerte seine alten Ansprüche. Die nächsten Tage schon sollte sie mit Gottfried nach Znaim gebracht werden, wo sie dann nach der Erstürmung von Kaja ganz die Seine werden müsse. Obwol Marie mit Entschiedenheit betonte, daß sie ihm fortan wohl eine treue, liebevolle Schwester sein wolle und werde, mehr aber nicht, so hoffte Heinrich doch noch immer auf eine seinen Wünschen entsprechende Wandlung. Auch Klaus, der jetzt erst bekannte, was er mit dem ihm übergebenen Brief begonnen, wurde aufgefordert, sein einsames Asyl mit der Znaimer Burg zu vertauschen. Doch davon wollte der alte Mann nichts wissen. Mit Dank lehnte er das Anerbieten ab und sprach: „Ich habe das Leben draußen sattjam genossen; mit vollen Zügen habe ich einst den Becher eurer sogenannten Freuden geleert, ohne zu dem Frieden zu kommen, der jetzt in mir wohnt. Erst hier in der Einsamkeit ist es anders und besser um mich geworden.“

„Der wahrhafte Stein der Weisen ist es, denn ich hier gefunden. Ich habe hier im engen, langen Verkehr mit der Natur mehr gewonnen, als ich an äußern Lebensgütern verloren habe, denn ich fühle mich jetzt glücklicher, als früher im Glanze des Lebens. Mit diesen meinen Worten will ich aber durchaus nicht Propaganda für meine Idee machen, es ist das nur meine

individuelle Ansicht, der ich für meine Person huldige.“

Wie Heinrich versprochen, wurde Marie mit ihrem Söhnlein den nächsten Tag wirklich in ihr elterliches Haus nach Znaim gebracht. Ulrich von Lichtenburg wurde mit der Mission betraut, Marie nach Znaim zu bringen. Am späten Abend desselben Tages, wo er die so lange Gesuchte wiedergefunden, kam er mit Zornstein vor Kaja an, um nun hier den Oberbefehl über die Belagerer zu übernehmen.

Alle Tapferkeit aber hätte wenig genützt, wenn Zornstein nicht gewesen wäre. Dieser wußte von einem gegen Neuhäusel führenden unterirdischen Gang, \*) und mit Hilfe desselben gelang es in einer finstern Nacht Kaja zum Falle zu

---

\*) Unterirdische Gänge spielen in der Umgebung von Znaim überhaupt eine sehr große Rolle. Viele derselben gelten bis heute als mit reichen Schätzen gefüllt. Erst kürzlich machte ein solcher Gang in allen Zeitungen die Runde.

In der Nachbarschaft der Stadt Znaim liegt bekanntlich die ehemalige Abtei Bruck, deren weitläufiger Gebäudecomplex jetzt als Kaserne benützt wird. In diesem Stifte, das ursprünglich den Prämonstratensern gehörte und seinerzeit beiläufig 40 Pfarreien in der Umgebung besaß, wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine sehr berühmt gewordene Buchdruckerei gegründet, eine bedeutende Bibliothek angelegt und eine reiche Sammlung von Kunstschätzen aller Art angehäuft. Das Vermögen des Stiftes war so groß, daß die Kreuzherren, in deren Besitz dasselbe übergegangen war, im Jahre 1748 im Stande waren, den Umbau und die Vergrößerung desselben im großartigsten Maßstabe in Angriff zu nehmen. Die Vollendung des Baues wurde aber durch die am 29. Juli



bringen. Mit zäher Hartnäckigkeit vertheidigten sich die Räuber, denn sie wußten nur zu gut, daß sie nichts mehr zu verlieren hätten. Jede Gegenwehr erwies sich aber als eitel gegenüber der Erbitterung, mit der Lüzelsburg und seine Leute kämpften. Idenko von Lippa fiel wie sein Verwandter der berühmte Hinz im Kampfe mit Zornstein.

Rudolf von Hardegg, der noch immer in einem tiefen Burgverließe geschmachtet hatte, wurde befreit und seiner Braut nach Znaim zugeführt.

Nicht so glücklich aber war Heinrich, denn er war ihm bei seinem Eintreffen in Znaim nicht vergönnt, Marie als seine Braut begrüßen zu können, sie war Braut Gottes geworden, und

---

1784 erfolgte Aufhebung des Klosters verhindert, die Bibliothek wurde damals theils vertheilt, theils versteigert, ein bedeutender Schatz an Gold- und Silbermünzen, Kirchengewälden u. dgl. soll aber von den Geistlichen, ehe sie das Kloster verließen, mit Hilfe eines Maurers, der auf Irrwegen in einen unterirdischen Gang geführt wurde, eingemauert worden sein. Dieser Maurer, der seinen Bekannten gegenüber oft von einem durch ihn vermauerten großen Schatze erzählt, sowie daß er beim Vergraben des Geldes in einen tiefen, von Bruck nach Pöltenberg führenden unterirdischen Gang gebracht worden sei, wo er das Rauschen der Thaja direkt über sich gehört habe, hat später dem Znaimer Magistrat das Geheimniß anvertraut, und dasselbe erschien um so glaubwürdiger, als von dem Abte bei der Uebergabe des Klosters an die Behörden thatsächlich kein bares Geld abgeführt worden sein soll. Nachforschungen, die damals sofort angestellt wurden, blieben freilich vergeblich. Besonders zur Zeit, als die k. k. Genie-Academie in der jetzigen Kaserne

als fromme Schwester war sie in das Kloster der Clarisserinnen getreten.

Heinrich, für den das Leben ohne Marie, die jetzt mit ihrem Klostersnamen Beata hieß, keinen Werth hatte, trat in den Johanniter-Orden in dem er später als Comthur der Comende Znaim fungirte. Der kleine Gottfried war von Hardegg adoptirt worden, und wurde unter der Leitung Rudolfs ein wackerer Ritter. Zornstein erhielt später die Burg Kaja als kaiserliches Lehen.“

So meldet die Sage, die bei der Landbevölkerung der Umgebung von Kaja noch heute erzählt wird. Doch wir wenden uns wieder zur Geschichte.

Im Jahre 1775 kam Kaja von dem freiherrlichen Geschlechte der Trautsons in den Be-

---

untergebracht war, wurden Nachforschungen angestellt und beim Umbau des ursprünglichen Klostergebäudes zur Academie soll nach einer in Znaim circulirenden Sage viel eingemauertes Silbergeld gefunden worden sein. — Nun wollen aber im April 1881 zwei in Znaim lebende Brüder, Männer aus dem Arbeiterstande, nach fast einem Säculum einen ganz genauen Plan der unterirdischen Gänge, die zu dem Schätze führen, auf geheimnißvolle Weise gefunden haben. — Nach vielen vergeblichen Gesuchen erlangten dieselben von den betreffenden Behörden wirklich die Erlaubniß, auf ihre eigenen Kosten und unter Beaufsichtigung einer behördlichen Commission Nachgrabungen nach dem Schätze im Stifte vorzunehmen, welche Nachgrabungen bis jetzt zwar noch zu keinem Resultate geführt haben, die trotzdem aber fortgesetzt werden sollen, nachdem die zwei Männer, wie auch sehr viele Znaimer mit aller Zuversicht an die Existenz des geheimnißvollen, oben auch auf Seite 55 erwähnten Ganges und der darin aufgespeicherten Schätze (?) glauben.

sitz der Fürsten von Auersperg, denen es bis heute gehört.

Die gegenwärtige Besitzerin ist die Fürstin Wilhelmine von Auersperg, eine kunst- und naturfönnige Dame, die es sich angelegen sein läßt, dem Verfall der Burg durch zeitgemäße Reparaturen möglichst entgegen zu arbeiten und die es versteht, die Naturreize des Kajathals zu schätzen und zu würdigen.

Mündliche Traditionen erzählen — und es wird gerne gehört und geglaubt — daß aus der Burg ein unterirdischer Gang nach Neuhäusel führe, sowie, daß der bereits obenerwähnte Teich in der Waldesdämmerung der letzte Rest eines Sees sei, aus dem sich noch zu Zeiten des bösen Hinz der Burgfelsen inselartig erhoben haben soll.

An den Gestaden dieses Teiches hinwandelnd nehmen wir von der so schnell liebgewordenen Kaja warmen und innigen Abschied. Unwillkürlich gerathen wir in eine dichterich-melancholische Stimmung. Die Umgebung hat es uns angethan.

In dem von einem leichten Luftzuge bewegten Schilfdickicht, das weit in den stillen Teich hineingreift, säuselt es so eigenthümlich, so wehmüthig. Rings um den dunkeln Wasserspiegel breitet sich das tausendfältige Leben des Waldes, wie es grünt und duftet, fliegt und kriecht, springt und singt, wie es glänzt und wie es dämmeret.

Nur jenseits entsteigen den Fluthen steile Felswände, die schwarz und düster in die Tiefe starren. Wir glauben eine Illustration zu den berühmten Schilfliedern zu sehen:



„Auf dem Teich, dem regungslosen,  
 Weilt des Mondes holder Glanz,  
 flechtend seine bleichen Rosen  
 In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,  
 Blicken in die Nacht empor;  
 Manchmal regt sich das Geflügel  
 Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;  
 Durch die tiefste Seele geht  
 Mir ein süßes Deingedenken  
 Wie ein stilles Nachtgebet!“

Den schwärmerischen Zauber Lenau'scher Poesie tief empfindend, lenken wir von dem Teiche ab. Die vielfarbige, duftende flora eines hochstämmig imposanten Waldes umfängt uns. Hoch und hehr ragen die Bäume und bilden malerische Gruppen mit gewaltigen Kronen.

Die riesigen Stämme stehen gleich Säulen unter dem grünen Laubdache und schneeweiße Maiglöckchen, dunkelblaue Veilchen, würziger Waldmeister und Diptam streuen ihren köstlichen Hauch um sich. In dem weit verzweigten Geäste klingt es von verschiedenen Vogelstimmen und muntere Eichhörnchen treiben da ihr muthwillig' Spiel. Stattliche Hirsche, die uns vom Kopf bis zu den Füßen herab messen, wie man das einem fremden, unberechtigten Eindringling gegenüber thut, erinnern uns, daß wir in einem Wildparke sind, worauf wir über die historischen und lyrischen Eindrücke in und um Kaja bald vergessen hätten.

Wir biegen in eine herrliche, breite Waldallee, an deren linker Seite wir das reizend gelegene Jagdschloß Karlslust gewahren. Um das Schloß, das zur Sommerzeit häufig von der Besitzerin, der schon früher erwähnten Fürstin Wilhelmine von Auersperg, bewohnt wird, sind Nebengebäude erbaut, die den herrschaftlichen Forstbeamten Obdach bieten. Gewöhnlich umgiebt eine tiefe, heilige Ruhe, die an das Märchen von Dornröschen erinnert, die weiten Baulichkeiten; nur bei dem Füttern der Hirsche herrscht ein lebendiges, lärmendes Treiben.

Vor dem Schlosse noch, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut worden, zweigt sich rechts von der Waldallee ein Weg ab, der zwischen schattigen und sonnigen Wiesenplätzen dahinführt.

Durch seine Vermittlung kommen wir aus dem umzäunten Hirschgehege tretend auf die, ein weites, reiches Land beherrschende Berghöhe, der Spittelmais.

Es befindet sich daselbst eine zweistöckige hölzerne Pyramide, die auf Leitern ersteigbar, eine großartige Fernsicht über die Flächen von Niederösterreich und über den Znaimer Kreis bis zu den ungarischen und steirischen Grenzmarken ermöglicht. Ungeheuere Ebenen, auf denen wir bei achtzig Ortschaften zu zählen vermögen, breiten sich unter uns aus.

Nur im Norden und Nordwesten versperren uns vorgelagerte Waldberge eine weitere Aussicht.

In den Kriegsjahren 1805 und 1809 stand hier für militärische Zwecke ein optischer Telegraph.

Fast unmittelbar an dem Südabhange der Spittelmais lehnt sich, allenthalben von Weingärten umgeben, die freundliche Stadt Reß, von der die Sage geht, daß sie mehr Wein als Wasser besitze. Einen traurigen Anblick gewährt indeß die mit ödem Gestein und kümmerlichem Graswuchs nothdürftig besetzte große Strecke knapp vor uns. Es zeigt sich hier das trostlose Bild eines ausgerodeten Waldes, das unsere gerechte Entrüstung hervorrufft.

Erfahrungsgemäß rächt sich jede planlose Entforstung furchtbar. Das Land verliert an Feuchtigkeit, dafür arten die sonst so segenspendenden Regengüsse und Gewitter leicht in verheerende Wolkenbrüche aus und oft richten Uberschwemmungen die heillossten Verwüstungen an. Die fahlen Berglehnen halten das Wasser nicht auf, in unzähligen Furchen und Rinnen schießt es in die Ebene und wäscht überall das fruchtbare Erdreich fort. Der Sommer 1874 hat in Reß und Umgebung diese traurige Erfahrung wieder bestätigt.

Der Einfluß von Wald und Teichen auf die meteorologischen Verhältnisse eines Landes wird zwar oft als wissenschaftlicher Aberglaube verlacht und verhöhnt, ist aber trotzdem eine erwiesene Thatsache.

Mit jedem Schritte, den wir auf dieser fahlen Strecke schreiten, steigert sich unsere gereizte Stimmung. Wir fühlen uns erst einigermaßen besänftigt, bis wir einen Jungwald erreichen, an den sich weite Weingelände reihen.

Gleich einem Flußbette läuft hier ein schmaler



Feldweg zwischen den Weingärten nordwärts, der in seinem ersten Beginnen von der österreichisch-mährischen Grenzlinie durchschnitten wird. Wir sind wieder in Mähren und nähern uns jetzt einem zweiten Aussichtspunkte, dem der Sonnleiten, der uns ein ähnliches Rundbild bietet, wie wir es auf der Spittelmais genossen haben.

Der Anblick der beiden Städte Znaim und Reß gestaltet sich hier als ein ungemein malerischer. Zu den Füßen der Sonnleiten rollt die Thaja und durchströmt ein wildromantisches Thal, das Felsenthal von Neunmühlen. Kühne, gigantische Felsen predigen hier mit ewiger Begeisterung die Allmacht der Natur und künden dem Forschenden das ewige Geheimniß ihrer Metamorphose. Im Osten glänzen die Polauerberge in violettem Duft und aus dem Süden her senden uns alte Bekannte aus den Alpen ihren lieben Gruß; der Schneeberg, der Oetscher, der Hochschwab. Auf ihren Gipfeln herrscht noch der starre Winter mit seiner Vollgewalt und blendend weiß leuchtet es von ihnen zu uns herüber in den sonnigen Frühling.

Um uns breitet sich eine heitere, fruchtbare Fläche mit lachenden Rebenhügeln und bunten Triften und umschmiegt von der Taja weit, weit aus.

So stellen sich denn Hügel und Schluchten, Berge und Thäler im buntesten Wechsel dar. Fast fühlen wir uns an jene Bergkuppe erinnert, wo der Teufel den Heiland versuchen wollte.

Eine sanfte Muldeneinsenkung zieht von dem Gipfel, der uns so viele Herrlichkeiten geoffen-

bart, abwärts, der Thaja entgegen. Wir folgen dem Muldenwege und können nicht umhin unseren Hut mit zierlichem Ruhrkraut, dem Edelweiß unserer Berge, das hier mit seinen weißen und rosarothem Wollflöckchen massenhaft gedeiht, zu schmücken.

Der steile, sogenannte Narrensteig führt uns in's Thajathal, das anfänglich mit dichtbelaubten Auen bedeckt ist, die jeden Umblick hindern.

Bald jedoch zeigt sich das Felsenthal als solches und enthüllt all seine wilde Schönheit. An beiden Flußufern ragen aus dem Walde hohe, steile Felswände empor, die an vielen Stellen das Thal dunkelnd überhängen und deren phantastische Gebilde und Formen der schöpferischen Einbildungskraft den reichlichsten Stoff bieten.

Denn es giebt sich hier ganz von selbst, daß einem ganz bizarre, der Umgebung entsprechende Gedanken durch den Kopf fahren.

Doch trösten wir uns; jede Empfindung, Wonne und Schauer, im sinnigen Genuße der Natur wird Anbetung.

Zuweilen, wenn diese Berg- und Felspartien gemäßigter und in Abstufungen zur Thalsohle herabfallen, schmücken sie sich kokett mit den entlehnten Farben des Waldes. Epheu und Farrenkraut umranken das rauhe Gestein und blühende Hauswurzeln hüllen es in ein rothes Purpurkleid. Hie und da hat eine vereinzelte, weißstämmige Birke festen Fuß zu fassen gesucht. Wie lauterer Silber erhebt sich der weiße Stamm im goldenen Sonnenlichte aus der schwarzen Felswand, in welcher finstere Spalten und Klüfte gähnen.

Über Geklippe und Gerölle erreichen wir auf einem Fußpfade, der sich nur unbedeutend über den Wasserspiegel erhebt und daher fortwährend Ueberfluthungen ausgesetzt ist, plötzlich einen freundlichen Wiesengrund, auf welchem die Ruinen von drei Mühlen, „öde Mühlen“ genannt, liegen.

Es geht — wie oben erwähnt — die Sage, daß Hinz von Lippa, der weit und breit gefürchtete Raubritter auf der Burg Kaja, dieselben zerstört habe. Wahrscheinlicher jedoch klingt es, daß diese schon seit dem sechzehnten Jahrhunderte in Trümmern liegenden Mühlen durch Hochwasser zu Grunde gegangen sind. In dem genannten Jahrhunderte kommt die unterste Mühle urkundlich unter der Bezeichnung „Turuhof“ vor.

Durch eine Akazienanlage getrennt und durch ein hervortretende Bergecke theilweise versteckt, reihen sich an diese Ruinen sechs weitere, im vollen Betriebe stehende Mühlen an, die mit den drei öden Mühlen den Complex der „Neun Mühlen“ bilden. Das ganze Thal führt hievon den Namen Neunmühlenthal.

Eine prachtvolle Umgebung ist es, die von allen Seiten auf das romantische Thal, das durch die Lagerung der Berge in mehrere scheinbar abgeschlossene Kessel getheilt ist, herabschaut. Allenthalben entwickeln sich liebliche Naturscenen, die mit einer gewissen Erhabenheit versflochten sind. Zwischen die scharfe Krümmung des hier breit und in ruhiger Würde dahinwallenden flusses streckt sich ein schmaler, scharfkantig zugespitzter Bergrücken mit malerischen Felswänden lang und grün und kühn aus.



Die sanften Lehnen des Schobes — so heißt dieser Berg — sind mit üppigen Weingeländen geschmückt, seine schroffen Wände starren in Stein. Ueberhaupt ist es, als ob Alles in Neunmühlen in Stein, auf Felsen stünde; die Bäume, die Häuser, die Menschen.

Gar eigenthümlich sticht der sanfte Schmelz der Reben und das dunkle Grün des frisch und unermülich bergauf und bergab Kletternden Forstes von dem tiefen Ernste der grauen, starren Felsmassen ab.

Ubrigens ist der hier wachsende, vorzügliche Wein gar wohl bekannt und gewürdigt und soll dem Kaiser Karl IV. seine Anpflanzung und edlen Burgunder Reben seine Abstammung danken.

Daher und weil wir seit dem Ausbruche von Neuhäusel einen nahezu fünfstündigen Weg zurückgelegt, lassen wir uns angesichts dieser Umgebung in dem Gasthausgarten in Neunmühlen zu kurzer Rast und Labung nieder. Beides haben wir uns redlich verdient. Und es harret unser mehr vielleicht, als wir verdient.

In und um den Garten ist Alles in der Runde so wehevoll, so stimmungsvoll. Es ist so still um uns und doch so laut. Die Blumen duften, die Vögel singen, die Wälder grünen, der Himmel dämmert, die Wellen murmeln ihr Abendgebet und die Felsen — schweigen.

Im fernen West neigt sich die Sonne zum Untergange und sprüht ihr glühendes Feuer hinauf in die endlosen Aetherräume und schießt ihre Strahlen hinab in die kühlen Thajanebel, die den blauragenden Wald in glänzende Schleier

hüllen. Eine unstillbare und unbestimmbare Sehnsucht erfüllt uns und drängt uns die alte und doch ewig neue Weise anzustimmen, die sentimentale Sänger zu Lob und Preis der Loreley so innig und sinnig sagen und singen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
 Daß ich so traurig bin;  
 Ein Märchen aus uralten Zeiten,  
 Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“

Es ist, als ob die Worte Leben brächten in die starren und schweigenden Felsen, die laut sie wiederhallen, während ein schaukelnder Kahn uns den grünen, mit köstlichen Reben bepflanzten Staffeln des Schobesgebirges zuführt.

Ein Hohlweg steigt zwischen Weingärten den Berg hinan. Wir gelangen zum Saume des Waldes, der seinen Gipfel an der Abendseite umgrenzt. Dieser höchste Punkt des langezogenen Bergrückens ist zugleich auch seine schmälste Stelle. Kaum unser nothdürftig breiter Weg findet Raum auf dem engen, hohen Kamme. Eben dadurch begünstigt er aber auch einen freien offenen Blick — eine Art Vogelschau — rechts und links in's tiefe Thal hinab.

Zu beiden Seiten bespült die Thaja den Fuß des langen, schmalen Bergrückens und auf jeder der beiden Seiten sehen wir je drei Mühlen von Neunmühlen; auch die Mühle, wo wir zuvor so süß und überschwenglich geschwärmt. Sie liegt am schönsten, am reizendsten!

Über das linksseitige Thal hinweg gewahren wir unübersehbaren Wald, jenseits des rechts-

seitigen starren zuerst schroffe Felsenwände und über dieselben breitet sich eine üppige, reiche Landschaft, in der sich Ortschaft an Ortschaft reiht.

Über dieses Land hinaus erstrecken sich in einem gewaltigen Bogen sanft gewölbte Hügel, die in Stufen aufwärts steigen und zuletzt im Horizont verblauen, während wir in einem von blühenden Bäumen und duftenden Blumen gebildeten Naturdome stehen. Tannen, Fichten und Eichen klettern aus der Tiefe zu uns heran, um sich mit uns des wechselvollen Panoramas zu freuen.

Während die Sonne unter die Berge sinkt, scheint ihre letzte Gluth von den Höhen der gegenüberliegenden Gebirge herniedersteigend über Thäler und Hänge sich gleich einer Fluth zu ergießen und von diesem rothen Abendsschimmer umflossen, vertiefen wir uns in den dunkelnden Wald, um, wiederholt auf stattliches Hochwild stossend, nach ganz gemächlicher zweistündiger Wanderung wieder auf unsern heutigen Ausgangspunkt Neuhäusel zu gelangen.



### III.

## Frain.

(Martinswand, Helenenhöhe, Hardegg, Geißsteig, Eisleiten, Schönwald, Schweizerthal.)

Der Wald ist stille, der Wald ist grün,  
Die Blätter flüstern, die Blumen blüh'n;  
Die Wolken zieh'n, die Wipfel glüh'n,  
Die Bäume rauschen im Walde.

Im Wald' ist Frieden, im Wald' ist Ruh';  
Die Blümlein schließen die Aenglein zu.  
Und heimwärts flieh'n Vogel und Bien',  
Die Bäume rauschen im Walde.

Was rauscht ihr Bäume fort und fort?  
Sprecht mit dem Wand'rer doch auch ein Wort!  
Waldbäume grün, fragt er zu kühn?  
Die Bäume rauschen im Walde.

Wer spricht zum Frager, der da fragt?  
Wer kündigt, was dieses Rauschen sagt?  
Die Wolken zieh'n, die Sterne glüh'n,  
Die Bäume rauschen im Walde.

Frain liegt fünf Stunden westnordwestlich von Znaim. Es ist ein Markt mit nahezu zwölfhundert Einwohnern und hat eine äußerst pittoreske Lage am linken Ufer der Thaja. Die Natur hat hier so großartige und herrliche Wunder mit verschwenderischer Großmuth zur Schau gestellt, daß die ganze Umgebung als eine der schönsten

gilt in dem reichen Kranze der malerischen Landschaftsbilder Mährens.

Außerdem ist es der Menschenhand in seltener Weise hier geglückt, harmonisch einzugreifen in das Schaffen der Natur, die trotz ihres wilden Sträubens sich denn doch dem mildernden Einflusse der menschlichen Kunst gefügt hat.

Durch die hufeisenförmig gekrümmte Thaja ist der Markt Frain gegen drei Seiten von den umliegenden Waldbergen und Felsenmassen getrennt, nur auf der Morgenseite treten die steilen Hänge unmittelbar an denselben hervor.

Dieser gewaltige Bergwall mit seinen bald tiefersten, bald wieder lebensheiteren Scenerien bildet einen würdigen Rahmen für die wechselnden Landschaftsbilder, die sich zwischen und an ihm entfalten.

Natur und Kunst haben also in einmüthigem Streben innerhalb dieses Rahmens gearbeitet und mit vereinten Kräften haben beide wirklich Schönes und Gutes zu schaffen gewußt.

Dem Markte gegenüber hat sich am rechten Thajaufer das Schloß Frain postirt.

Wie Ohm-Januschowsky in dem „Malerisch-historischen Album von Mähren und Schlesien“) (Verlag von Ed. Hölzel, Olmütz)“ treffend bemerkt, berühren sich die historischen Gegensätze der Baukunst, Mittelalter und Gegenwart, düstere Romantik und modernklarer Nützlichkeitsstyl, nicht

\*) Ohm-Januschowsky — der ehemalige Redakteur der „Neue Zeit“ — schildert das Schloß Frain in dem genannten Werke so anschaulich, daß wir in obigem Texte seine Schilderung mehr oder weniger benützen.

bald irgend wo auffälliger, als in der Architectonik dieses Schlosses.

Auf der Höhe großartig pittoresker Felsmassen, deren Fuß sich in den Fluthen der Thaja badet, dunkeln uns die Reste der Feudalzeit, Thürme und Ringmauern der alten Burg, neben den glänzenden Hallen des neuen Schlosses an. Der Burgberg, dessen Hochplatte 76 Klafter über dem Flußspiegel liegt und auf drei Seiten schroff gegen die Thajatiefe abfällt, scheint von der Natur zum Bauplatze für ein Ritterschloß aus-ersehen und zu diesem Behufe mit einer seltenen Unzugänglichkeit, als Schutz gegen feindliche Angriffe, ausgestattet worden zu sein. Wie der Horst des königlichen Mars schwebt der stolze Bau über dem tief unten liegenden Markte. Die Idee, einer so hoch und senkrecht aus dem Wasser emporsteigenden Felszinne ein Gebäude, wie diese Burg es ist, aufzudrängen, ist so kühn, daß wir uneins sind, ob wir dieser Idee oder ihrer Ausführung mehr Bewunderung zollen sollen.

Befangen von der Größe des Anblicks und unwillkürlich von romantischen Anwandlungen gepackt, können wir es dem Volke nicht verargen, wenn es den Ursprung dieses Baues mit überirdischen Mächten in Verbindung bringt, wie ja dies bis lange nach der Reformation bei jedem größeren Ereignisse üblich war.

Die Schloßherren brauchten die natürliche Festigkeit der Burg nur theilweise durch Anlage von künstlichen Vertheidigungswerken zu vollenden. Sie thaten dies auch und umgaben Frain namentlich auf der Landseite mit tiefen und breiten



Gräben, so wie mit einer doppelten Umfassungsmauer, während jenseits von ihnen der Fels auf einer emporstarrenden Klippe errichtete Wasserturm und der abenteuerlich benannte Uthurm dem Felsengebirge hoch aufgesetzt wurde.

Außer den zerbröckelnden Thürmen und Mauern sehen wir von der alten Burg jetzt sehr wenig mehr; zurückgedrängt an die äußersten Abhänge des Felsens trauert sie um ihre Vergangenheit und blickt wehmüthig und träumerisch nach dem Neuschlosse hinüber, das sich aus ihren Trümmern stolz erhoben hat und das von dem reichsten Glanze der Gegenwart umflossen, der Zukunft heiter und sorglos ins Antlitz schaut.

Das neue Schloß stammt aus der Wende des siebenzehnten Jahrhunderts zum achtzehnten. Seinem imposanten Aeußeren entspricht die innere großartig schöne Anlage und Bauform, welche dem Auge des Besuchers gleich in dem ersten Burghofe entgentreten.

Anwillkürlich haftet da der Blick auf der Zinne des Wartthurms, wo ein eiserner Ritter die Rolle einer Wetterfahne spielt, als plastisches Epigramm auf die Veränderlichkeit der Dinge unter der Sonne und auf die Wandlungen und Umschwünge, denen das eiserne Zeitalter erlegen. Zumal, wenn der silberne Mond sein mildes Licht über die Burgzinnen gießt, thut das eine unbeschreibliche Wirkung und reizt die Phantasie unwiderstehlich, sich die Bilder einer früheren Zeit zu vergegenwärtigen..

Noch reizender und überraschender ist der Eindruck, den der zweite Hof auf den Eintre-

tenden macht. Da erblickt man vor der Stiegenhalle, welche zu dem großen Saale des Schlosses führt, zwei kolossale Steingruppen. Eine derselben stellt Herkules dar, Antäus, den Sohn der Erde, in die Luft empor-schwingend — eine Kopie der Statue auf dem Franzensplatze in Wien — die andere Gruppe dagegen Aeneas auf der Flucht aus Troja, seinen greisen Vater Anchises auf den Rücken tragend.

Beide Kunstgebilde sind aus italienischem Sandstein gehauen und waren ursprünglich für die Hofburg in Wien bestimmt. Kaiser Karl VI. machte sie der damaligen Besitzerin von Frain, der Gräfin Pignatelli, welche auch den großen Saal und die Schloßkirche erbauen ließ, zum Geschenke.

Die Statuen sind von einem reichen Blumenflor in geschmackvollster Anordnung umgeben.

Von der Terrasse dieses Platzes genießen wir einen recht hübschen — so zu sagen in's innerste Herz schauenden — Blick auf den Marktplatz mit seinen schmucken, gastlich einladenden Häusern, so wie auf die berühmte, herrschaftliche Wedgewood- und Steingutfabrik, die am Fuße des hier mit schattigen Anlagen gezierten Burgberges liegt.

Aus dem Hofe gelangen wir in den großen Saal des Schlosses, der ein ungeheures Oval bildet, mit schönen Marmorplatten getäfelt und zu einem ganz anständigen Haus-theater hergerichtet ist. Er ist mit einer hohen, von Rottmayr gemalten Kuppel gekrönt und aus seinen Nischen blicken die überlebensgroßen, schön gearbeiteten

Statuen von zehn Grafen aus dem berühmten Geschlechte der Althann, in deren Besitz Frain von 1618 bis 1793 sich befand, hervor.

Von dem letzten Besitzer des Schlosses aus diesem Geschlechte geht die Sage, daß er, finanziell ganz herabgekommen, vor einer Kirche in Brünn milde Gaben sammelte und elend als Bettler starb.

Aus diesem Saale treten wir wieder auf eine mit Blumen geschmückte Terrasse, durchschreiten die im römischen Style aufgeführte Triumphpforte und gelangen an eine Brustwehr, wo sich die herrlichste Aussicht auf ein Landschaftsbild voll wildromantischer Schönheit öffnet.

Tief unten liegt das Thajathal, eingeschlossen von hohen, steilen Bergen, zwischen deren engen Felschluchten sich der weitgebogene Krümmungen liebende Fluß durchwindet. Auf einer waldbewachsenen Anhöhe des jenseitigen Ufers ragt ein kreuzgeschmücktes Säulendenkmal empor, welches die im Sommer 1876 verstorbene frühere Besitzerin, die Gräfin Helene Mizsek, eine in den weitesten Kreisen hochgeachtete Dame, aus Pietät für ihren, im Jahre 1846 verstorbenen Gatten setzen ließ. Weiterhin schweift der Blick über eingegangene Eisenhämmer gegen die sogenannten Eisleiten hin, eine merkwürdige Eisgrotte, die wir im Laufe unseres heutigen Spazierganges noch besuchen werden.

Beinahe magisch gestaltet sich die Aussicht auf die pittoreske Landschaft, wenn wir dieselbe durch die vier farbigen Fenstergläser des Uhthurmes betrachten, von denen jedes die Gegend in einer



anderen, den vier Jahreszeiten entsprechenden Färbung zeigt.

Nebst den zwei Sälen enthält das Schloß außerdem noch fünfundsiebenzig geschmackvoll und prächtig ausgestattete Zimmer, darunter ein Silberzimmer mit reichen Geschirrprouen und Kunstarbeiten aus der nahen Wedgwood-Fabrik, ein Bibliothekszimmer, mehrere Bilderzimmer 2c.

Die Schloßkirche, von dem berühmten Fischer von Erlach um das Jahr 1700 in einfacher Rundform erbaut, hat schöne Oratorien in dem Kirchenschiffe, unter welchem sich die Familiengruft der Grafen Althann befindet. Sie besitzt zwei kupfergedeckte Thürme und eine Kuppel.

Das eigentliche Schloß mit den Herrschaftswohnungen stand ehemals auf der Thajaseite; nachdem es aber vor ungefähr zwei Jahrhunderten durch einen verheerenden Brand verwüstet worden war, führte man den Neubau an der Südseite des Berges auf, wohin von dem Markte Frain eine schöne Straße durch einen Laubwald führt. Hier ist der einzige Zugang und hier beginnen auch die großartigen Parkanlagen, in welchen sich Waldeslust mit den Annehmlichkeiten eines Ziergartens wechselreich paart.

In Bezug auf die Geschichte von Frain stehen uns leider nur sehr kümmerliche Daten zu Gebote.

Erwiesen und geschichtlich beglaubigt ist es, daß die Burg Frain als Bollwerk gegen die Einfälle der benachbarten Oesterreicher ursprünglich landesfürstlich war. Sie stand unter der Obhut besonderer Burggrafen und bildete den Hauptort der gleichnamigen Zupe (Gau). Am

das Jahr 1239 bekleidete der Zupan Wilhelm die Würde eines markgräflichen Mundschenken. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ging die Burg in Privatbesitz über. Die Familien der Lichtenburger, der Boskowiß, der Pernstein, der Althann folgten sich in ihrem Besitze.

Seit dem Jahre 1799 gehört sie der gräfl. Familie Mnizsek und die gegenwärtige Besitzerin ist Luitgarde Gräfin von Stadnicka, die Tochter der schon oben erwähnten Gräfin Helene von Mnizsek. Vor einigen Jahren stand Seine kais. Hoheit, der Kronprinz Rudolf, wegen des Ankaufs von Frain in lebhaften Unterhandlungen, die jedoch zu keinem Resultate führten.

Von den Ergebnissen unserer historischen Forschung nicht sonderlich befriedigt, greifen wir daher um so lieber zum Wunderhorne der Natur, das gerade hier, — in einer Gegend voll plastischer Romantik, — für jeden, der Phantasie hat, der ein empfänglich' Gemüth und sinnige Verständnißwärme besitzt, den Zauber hochpoetischer Eindrücke austreut.

Wald und Flur, Berg und Thal, Fels und Fluß laden ringsum zum Genusse der Reize, die überall unmittelbar sich an uns herandrängen.

Wir betreten den an die Wirthschaftsgebäude des Schlosses sich anschließenden Wald, der durch Anlagen und Spazierwege in einen wohlgepflegten Park umgewandelt ist und der den Namen „Rosenhain“ führt, weil unter dem im Jahre 1846 verstorbenen Grafen Stanislaus Mnizsek alljährlich hier ein beliebtes Volksfest, das sogenannte Rosenfest, abgehalten wurde.

Der Tanzplatz des Rosenhains gewährt eine schöne Aussicht auf den Markt Frain und die abwärtigen Thajagefilde.

Da, wo der Berg sich abwärts senkt, breitet sich auf der Sohle einer Seitenschlucht des Thajathals eine lauschige Waldwiese aus. Friedlich und ruhig liegt sie inmitten von Berghängen und Waldmatten, in welchen sich schattige Laubenwege kreuzen. Alle diese Wege führen zu Einem Ziele, zu einem kleinen Tempel, der über eine klar und kühl sprudelnde Bergquelle gewölbt ist.

Der Tempel, dessen figuralverzierungen der Künstlerhand des bekannten Bildhauers Zauner entstammen, trägt folgende Inschrift:

„Felicitas Gräfin Mniszet  
errichtete und weihte diesen Brunnen  
dem müden Wanderer zur Erquickung  
und ihrem geliebten Felicienthale  
zur Zierde.  
1806.“

Durch diese Inschrift erfahren wir zugleich den Namen des still verborgenen Thales, aus dem wir bald wieder aufwärts steigen, um nun unsere Richtung gegen Südost einzuschlagen.

Einen grün gesäumten Pfad schreiten wir unter dem hochgewölbten Walddache aufwärts und blicken rechts und links auf thaufunkelnde Blumen und Gräser.

In ungefähr einer halben Stunde gelangen wir an ein stattliches Jägerhaus. In richtiger Erkenntniß, daß jede Monotonie und somit auch



die Monotonie des Schönen ermüdend wirke, verwandelt sich der Laubwald hier plötzlich in einen herrlichen Nadelwald.

Wie grüne Flammen züngeln blühende Fichten und Lärchen gegen den blauen, leuchtenden Himmel empor und bilden zu beiden Seiten unseres Weges hohe, mit harzduftenden Blüthen geschmückte Tapetenwände.

Mit wohnigem Fühlen wandeln wir unter dem grünen Himmel des heiligen, stillen Waldes und andachtsvoll athmen wir den tiefen Frieden, der allenthalben unter diesen Weihnachtsbäumen ruht, in unsere müde Menschenbrust, denn die Natur draußen um uns in Wald und Flur wirkt ja immer auf die Natur in uns, auf Herz und Gemüth!

Ein lustig lautes Thierleben bevölkert den weiten, stillen Wald und gibt uns Gelegenheit interessante Studien zu machen.

Der frischen Fährte eines soeben in Sicht gewesenen, ehrwürdigen Sechszehners folgend, stehen wir plötzlich auf einer einsamen, über eine schwindelnde Tiefe hängenden Steinklippe, die das auf- und abwärtige Thajathal mit seinen dies- und jenseitigen waldigen Uferbergen und schroffen Felsenwänden größtentheils hoch überragt. Wie mit einem stolzen Staatsmantel umworfen erscheinen uns vermöge ihrer dunklen Moosbekleidung die zahllosen aus dem Waldesgrün starrenden Felsenacken, zwischen welchen sich kleine Querthäler voll Liebreiz und Anmuth wiegen.

Des hehren Ernstes der Situation bewußt

rollt tief unten der vielgewundene Fluß, bald seeartig ausgebreitet, bald wieder schneckenartig zusammen geschrumpft. Das Auge und das Gemüth fesselnd zieht er beide sehnsüchtig mit sich in den Schatten des rauschenden Waldes und der säuselnden Auen und versetzt uns in einen träumerischen Zustand, in dem wir auf Alles vergessen, was uns zu Hause drückt und fehlt. —

Die ganze Scenerie und die Art und Weise, wie wir auf diese unwegsame Klippe gerathen, erinnern uns an das Abenteuer des edlen Kaisers May auf der fernen Martinswand, unter welchem Namen die steile Felsenwand über dem Thajathale auch factisch bekannt ist.

Wir kehren wieder in das kühle Dunkel des hochstämmig-üppigen Waldes zurück, genießen hier die Aussicht des Lusthauses in der Braittau und kommen endlich auf die lustige Helenenhöhe. Es ist das der höchste Punkt des ganzen Gebirges, der mit einem massiven, thurmähnlichen Steinbau gekrönt ist. Auf der Außenseite desselben windet sich schneckenförmig eine Treppe zur Plattform empor.

Es bietet sich hierselbst eine weite Fernsicht über die nordwärts sich ausdehnende Ebene bis Slabings und in das Waldviertel hinein.

In einem weiten Raume, den mächtige Buchen und riesenmäßige Eichen füllen, wandeln wir weiter. Inmitten desselben gewahren wir eine Reihe verwitterter Grenzsteine, bei welchen wir die Grenze zwischen Mähren und Oesterreich überschreiten. Wir befinden uns wieder auf erzhertzoglich österreichischem Boden.

Reiche Bilder großartiger Wald und Felsen-scenerien und trauter Waldeinsamkeit entrollen sich vor, neben und um uns.

In einer recht abenteuerlichen Stimmung, wie nur der Wald und seine Wunderwelt sie zu erzeugen und großzuziehen vermag, kommen wir auf ein im offenen Sonnenscheine ruhendes Plätzchen, dessen reizende Aussicht uns ganz vergessen läßt auf die wilde Tour, die wir soeben vollbracht.

Bespült von den spiegelnden Fluthen der wiesenumfränzten Thaja, aus lenzgeschmückten Obstgärten auftauchend und umflammert von einem grandiosen Wald- und Felsengürtel, so sehen wir Hardegg, diese kleine Stadt Niederösterreichs mit ihrer in der That einen großartigen Eindruck gewährenden Burgruine knapp unter uns liegen. Seitwärts des kleinen Städtchens, aber knapp sich daran schließend, senkt sich in die wald-dunklen Berge der romantisch-malerischen Fugnißschlucht ein lieblicher Thalkessel, aus dem ein steiler Hügel emporsteigt, der der Burg Hardegg eine beherrschende Stellung bietet.

Der Umfang dieser Burg bezeugt die einstige Macht ihrer Besitzer und die vielen Ueberreste von Thürmen und Warten sprechen in stummer, aber vielberedter Sprache von der ehemaligen Stärke des uralten Ritterschlosses.

Alles bestätigt, daß Macht und Pracht hier Hof gehalten. Das ist aber längst vorbei und seit vielen Menschenaltern schon hat der Verfall gefräßig an den letzten Resten einstiger Herrlichkeit genagt. An keiner der bereits besuchten



Thajaburgen hat die Zerstörungswuth von Zeit und Menschen derartig gewühlt, wie an Hardegg.

Wie eine verkörperte Ironie auf das Ritterthum und das Ritterwesen nimmt sich die am Fuße des Burghügels in einer tiefen Schlucht befindliche Pulvermühle aus, die überdies, um den Hohn noch greller zu färben, größtentheils aus Bausteinen der Burg erbaut worden ist.

Mitleidig und kosend schießt die Sonne ihre glänzenden Strahlen hinab bis in die untersten Verließe der klaffenden Burg, ihr Ersatz bietend für den anderen, nun lange erloschenen Glanz, in dem sie Jahrhunderte geschwelgt.

Zwischen dem steil abfallenden Burghügel und dem grüngeränderten Thajaslusse sehen wir die Häuschen des gleichnamigen Städtchens, das kaum vierhundert Einwohner zählt und dessen östlicher Eingang durch einen altersgrauen Thurm, den „Stadthurm“ befestigt ist.

Weitere Sehenswürdigkeiten sind die im altdeutschen Style aufgebaute Pfarrkirche und der daneben im Friedhose aufgeführte und wohlerhaltene Karner, in dessen Gewölbe die sterblichen Ueberreste der Grafen von Hardegg ruhen. Bis zum Jahre 1785 lagen dieselben in Bleisärge, die aber der damalige Pfarrer zur Deckung von kirchlichen Auslagen an jüdische Händler verkaufte und durch Holzsärge ersetzte.

Unweit der Kirche erinnert uns eine Prangersäule mit Halseisen und Kette an die düstere Zeit der hochnothpeinlichen Justiz.

Es wird behauptet, daß Hardegg bereits im

eilften Jahrhunderte der Hauptort einer freien Grafschaft gewesen.

Nach den gründlichen und überzeugenden Forschungen des Oberlandesgerichtsrathes W. Kopal jedoch dürfte die Burg im Jahre 1188 von Leutold II., aus dem Grafengeschlechte der Pleyen, erbaut worden sein. Urkundlich erwiesen ist es, daß dieser Leutold der erste seines Geschlechtes war, der den Titel eines Grafen von Hardegg führte.

Über den Ursprung des Namens Hardegg herrscht bis jetzt vollständige Unklarheit. Wenn auch Kopal sagt, daß der Gründer der Burg, Leutold II. von Pleyen, dieselbe nach der scharfen Krümmung, der „harten Ecke“, welche die Thaja hier macht, benannt habe, so erscheint das Angesichts der vielen anderen und bedeutenderen derartigen Krümmungen nicht recht stichhältig.

Um so mehr Beachtung verdient die von Johann Wendrinský in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“ (Dezemberheft 1877) gebrachte Annahme, die den Namen der an der äußersten Waldecke des Mannhartsgebirges gelegenen Burg Hardegg von Hard (Wald) herleitet. Hardegg wäre somit gleichbedeutend mit Waldeck.

Das Geschlecht der aus Baiern stammenden und dort mit reichen Gütern gesegneten Grafen von Pleyen-Hardegg, das während des Krieges zwischen dem ungarischen Könige Bela und dem böhmischen Könige Ottokar II. mit den Kuenringern, Stahrenbergs und vielen anderen Dynastien Oesterreichs zu Böhmen gehalten hatte,

erlosch schon im Jahre 1260, indem die beiden letzten Grafen von Pleyen-Hardegg, Otto und Konrad, im Gefechte bei Staz für Ottokar den Heldentod starben.

Zweimal noch vermälte sich die junge und reiche Witwe des Grafen Otto von Pleyen-Hardegg, die eine geborene Gräfin Wilbirgis von Helfenstein war. Das erste Mal reichte sie durch Vermittlung des böhmischen Königs ihre Hand dem Markgrafen Heinrich von Tybein, dem Sprossen eines mächtigen Adelsgeschlechtes, das seinen Namen von dem Schlosse Duino am adriatischen Meere führte. Heinrich, der durch diese Ehe als Graf von Hardegg in die erste Reihe des österreichischen Erbades getreten war, starb jedoch bereits nach einigen Jahren und zwar kinderlos.

Obwohl schon zweimal Witwe, hatte Wilbirgis die Lust zum Heirathen noch immer nicht verloren. Der dritte Erwählte ihres liebebedürftigen Herzens war Berthold I. von Rabenswalde aus dem Geschlechte der Burggrafen von Maydburg in Thüringen.

Berthold I. wurde zu Folge dieser Verehelichung von dem deutschen Kaiser Rudolf I. von Habsburg mit den Gütern seiner Frau und mit der Herrschaft Reß belehnt und nannte sich von nun an Graf von Maydburg-Hardegg.

Die in den beiden Ehen mit dem Grafen Otto von Pleyen-Hardegg und dem Markgrafen Heinrich von Tybein-Hardegg kinderlos gebliebene Gräfin Wilbirgis beschenkte ihren dritten Gemahl mit sechs Kindern, von denen sich die



Tochter Anna mit Ulrich von Prueschenk vermählte und in dieser Verbindung die Stammutter der noch jetzt lebenden Grafen von Hardegg wurde.

Als Nachfolger im Besitze der Grafschaft Hardegg wird der älteste Sohn von Berthold I. und Wilbirgis, Berthold II. genannt. Burghart I., der jüngste Bruder des letztgenannten Grafen, bekleidete als Obersthofmeister Kaiser Karl IV. eine sehr einflussreiche Stelle. Eine weitere geschichtliche Bedeutung unter den Maydburg-Hardeggern hat sich Johann III. errungen.

Nachdem die Taboriten unter der Anführung Prokops des Großen im November 1425 in Mähren eingerückt waren, flüchtete der Graf mit anderen Edlen nach Reß und befestigte diese Stadt so rasch und kräftig als möglich. Die Taboriten hatten inzwischen das Prämonstratenserkloster Bruck an der Thaja erstürmt, wütheten dort mit allen Gräueln des Fanatismus und zogen hierauf vor Reß, um sofort die Belagerung der von dem Grafen Johann III. heldenmüthig vertheidigten Stadt zu unternehmen.

Während dieser Belagerung wurde einer der hussitischen Feldherren, nämlich Bohuslav von Schwanberg und Worlik, durch einen Pfeilschuß tödtlich verwundet. Dadurch steigerte sich die Wuth der Belagerer auf das Höchste und am 25. November gelang es ihnen, durch Untergrabung der Stadtmauern in Reß einzudringen. Die Stadt wurde geplündert und niedergebrannt. Ihr tapferer Vertheidiger aber, Graf Johann, wurde sammt seiner Gemahlin Uthehild und

einem seiner Söhne gefesselt nach Prag geschleppt. Dort starb er nach zweijähriger Gefangenschaft in dem Schlosse Waldstein.

Von Michael, dem ältesten Sohne und Erben des den Taboriten zum Opfer gefallenem Grafen ist bekannt, daß er bei Kaiser Friedrich III. (IV.) in hoher Gunst stand und eine glänzende Rolle an dessen Hofe spielte. Aus Dankbarkeit dafür trat er seinem allerhöchsten Gönner seine gesammten Güter (bei dreißig Schlösser und Ortschaften) ab, wogegen ihm der Kaiser auf seinem Vormeisteramte in Oesterreich ein nicht näher bezeichnetes Leibgeding verschrieb.

Dieser ganze reiche Besitz ging zu Folge der oben erwähnten Abtretung im Jahre 1481 an Kaiser Friedrich über und die Burg Hardegg ward somit landesfürstliches Allod. Zwei Jahre später starb Graf Michael in Wien und mit ihm erlosch das Geschlecht Maydburg-Hardegg.

Der Kaiser jedoch blieb nicht lange im Besitze der Grafschaft, sondern verpfändete dieselbe noch bei Lebzeiten Michaels den beiden Brüdern Johann und Siegmund Grafen von Pöfing und St. Georgen bis zur Wiedereinlösung, welche durch Kaiser Maximilian I., dem ritterlichen Nachfolger Friedrichs, erfolgte.

Aber schon im Jahre 1495 wechselte die Burg wieder ihren Besitzer und wurde von Heinrich Prueschenk, Reichsfrei- und Panierherrn von Stettenberg gekauft, der gleichzeitig zum Reichsgrafen von Hardegg erhoben und auf dem Reichstage zu Worms mit der Grafschaft Hardegg in aller Form belehnt wurde.

Die noch heute lebende Grafenfamilie derer von Hardegg stammt in direkter Linie von diesem Heinrich ab.

In einem Verzeichnisse der Evangelischen in Oesterreich vom Jahre 1580 werden Bernhard Graf von Hardegg sammt seinen Brüdern wie auch die Bewohnerschaft der Stadt Hardegg als Protestanten angeführt.

In den fortwährenden Türkenkriegen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind es wiederholt Grafen von Hardegg, die sich durch Heldenmuth und Tapferkeit auszeichneten und deren Namen daher von der österreichischen Kriegsgeschichte ehrenvoll genannt werden.

Nichts destoweniger sollte Graf Ferdinand von Hardegg das Opfer seiner Vaterlandsliebe und seiner Pflichttreue werden. Von frühester Jugend den kaiserlichen Truppen angehörig, hatte er stets mit Auszeichnung gedient und im Jahre 1593 finden wir ihn von Kaiser Rudolf II. als Hofkriegsrath zum Kommandanten der Festung Raab in Ungarn ernannt, welche Stelle er nach einem glänzenden Siege über die Türken antrat.

Im Juni 1594 rückten hunderttausend Osmanen unter der Anführung des Sinan Pascha vor die Festung und schlugen hier ein Lager auf. Der Festungskommandant traf mit allem Eifer und mit der größten Umsicht die erforderlichen Vorbereitungen zur Vertheidigung.

Obwohl der feindlichen Uibermacht nicht gewachsen, verzagte er nicht. Erst nachdem er fünfmal Boten an den auf der Schüttinsel lagernden Erzherzog Mathias geschickt und diesen



vergeblich um Hilfe gebeten hatte, berief er einen Kriegsrath, der entscheiden sollte, ob die Festung noch zu halten sei oder nicht. Die Entscheidung wurde im letzteren Sinne getroffen.

Die Festung wurde daher unter der Bedingung eines freien Abzuges der sämtlichen Besatzung an Sinan Pascha ausgeliefert.

Acht Monate später wurde Graf Ferdinand trotz der vielen Beweise seiner Unschuld in Wien enthauptet, nachdem ihm zuvor die rechte Hand abgehauen worden war.

Weitere Schicksalsschläge zwangen die Familie Hardegg ihr Stammschloß und die dazu gehörige Grafschaft im Jahre 1686 an die Reichsgrafen Saint Julien-Wallsee zu verkaufen. Unter dem Grafen Johann Julius ging die Herrschaft bereits im Jahre 1731 in den Besitz der Fürsten von Khevenhüller-Metsch über, denen dieselbe noch heute gehört.

Der eigentliche Verfall der Burg begann im Jahre 1764. In diesem Jahre gestattete ihr damaliger Besitzer Johann Josef Fürst von Khevenhüller-Metsch nach einer großen Feuersbrunst den Bewohnern der Stadt Hardegg die noch brauchbaren Balken und Sparren der zwar nicht mehr bewohnten aber erhaltenen Burg zum Wiederaufbaue ihrer Häuser zu verwenden; durch die Abräumung der Dächer wurde nun das alte Bauwerk allen Unbilden der Witterung und somit dem gänzlichen Verfalle preisgegeben.

Jedoch geht der gegenwärtige Burgherr Karl Fürst von Khevenhüller-Metsch — wenn nicht alle Anzeichen trügen — mit der ernstlichen Absicht

um, die Ruinen wieder in brauchbaren Zustand zu setzen. So wurde bereits im Herbst des Jahres 1877 mit der Räumung der verschütteten Cisterne begonnen und sollte dann die Restaurirung des Wartthurmes, so wie ein Theil des Saalbaues im westlichen Ende der Burg in Angriff genommen werden. Auch der alte Karner im Friedhofe wird einer Renovirung unterzogen.

Der grauen, verfallenen Dynastenburg Aug' gegen Aug' gegenüber, gewährt uns auch ihre ehrwürdige Geschichte um so mehr Interesse und pietätvoll lauschen wir ihren ernstest Lehren.

Inzwischen haben wir uns in dem am Fuße des Burghügels gelegenen Garten des Gasthauses „zur Rose“ mit Speise und Trank gestärkt, nachdem wir zuvor ein labendes Thajabad genommen.

Bei der Restaurirung unseres inneren Menschen haben wir die Bekanntschaft von Wiener Sommerfrischlern gemacht und mit einem gewissen Stolze — als ob das unser eigenstes Verdienst und unser Werk wäre — haben wir die fremden Gäste aus der einzigen Kaiserstadt am blauen Donaustrande unsere Thajagefilde loben hören.

Aber trotz dieses maßgebenden Lobes ermahnen wir uns, um dem kleinen österreichischen Städtchen an der Waldesecke ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Eine seit nun sechs Jahren über die Thaja gespannte Brücke, die hier die Kronländer Oesterreich und Mähren verbindet, führt uns wieder in die mährische Mark.

Durch eine waldbegrenzte, langgestreckte Wiese hindurch folgen wir dem weißschäumenden Fluße abwärts. Auf der schwellend weichen Fläche mit ihrem Dufte und Glanze wandelt es sich wie in einem Garten mit Wiesenblumen.

Insekten und Schmetterlinge summen, schwirren und flattern um uns und leichtbeschwingte Libellen heben sich zum lustig-fröhlichen Tanze. Ueber beide Ufer aber hat sich der ganze Ernst des Waldes in seiner vollen Würde ergossen.

Plötzlich stellen sich steile Felsmassen in den Weg, die der Thaja unmittelbar und jäh entsteigen. Rechtzeitig jedoch noch gewahren wir einen Pfad, den sogenannten Geißsteig, der sich links seitwärts in die Büsche schlägt. Ihn benützend, klimmen wir den Berg hinan und stoßen wiederholt auf Landschaftsbilder von unbeschreiblichem Reize. Wenn wir von unserer lustigen Höhe in das Thal mit seinen Seiten- und Nebenschluchten und seinen Felsen und Bergen hinablicken, so glauben wir in ein Labyrinth zu schauen und spähen nach dem Lindwurm, der in solcher Gegend zu hausen pflegt.

Auf einer Felswand uns gegenüber, die sich senkrecht aus den Thajawellen aufbaut, hängt wie ein Schwalbennest die noch wohlerhaltene Zelle eines Einsiedlers, der vor Jahrhunderten hier sein beschauliches Leben geführt haben soll.

Die Sage weiß von diesem ehrwürdigen Einsiedler mit wallendem Silberbarte zu erzählen, daß er in seiner Manneskraft ein mächtiger Ritter gewesen. Um Missethaten zu sühnen, habe er sich an einem Kreuzzuge nach Palästina be-



theiligt, habe dort wacker und tapfer gegen die Ungläubigen gefochten und am heiligen Grabe sodann gelobt, sein Leben unter Fasten und Beten in wilder Einöde zu beschließen.

Vielleicht hat er die Gegend auch von Lindwürmern gesäubert, um des Gebetes hier wandelnder Touristen theilhaftig zu werden.

Auf dem Abhänge des Geißsteiges gerathen wir auf Spuren eines ehemaligen Silberbergwerkes, das von dem Vater des unschuldig enthaupteten Grafen Ferdinand von Hardegg, von Julius I. im Jahre 1558 angelegt worden war, später aber wegen zu geringer Ergiebigkeit wieder aufgelassen wurde. Noch heute führt das aufgegebene Werk den Namen „die alte Silbergrube.“

Das Plateau des Berges ober der Silbergrube ist mit üppigem Walde gekrönt, der uns liebevoll gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützt. Auf der schattigen Waldeshöhe schlagen wir eine nordwestliche Haltung ein und versenken uns in die Thaltiefe. Die Thaja beharrlich knapp zu unserer Linken lassend, wandeln wir nun ihrem Laufe entgegen.

Ueberall bieten sich uns hier die wildschönen Reize der Natur, die in imposanter Majestät auf uns herabblickt. In großen, phantastischen Formen steigen Steinhalden und Felswände aus den Fluthen empor, den Fluß bemeisternd, beengend und erweiternd und seinen Lauf unwillkürlich ändernd.

Eine der beliebtesten Launen dieser Felsenbildungen scheint die zu sein, welche zwischen Thajabilder.

steilen, hochaufstrebenden Granitgipfeln schmale Einsattelungen entstehen läßt, die dann in losen Steingeröllen sich in die Thaja versenken.

Coulißenartig gruppirt Felswände entziehen uns wiederholt den Anblick der aufwärtigen Thaja, die knapp neben uns sich ausbreitet, um abwärts wieder zwischen Berg und Fels zu verschwinden.

Auch das jenseitige, rechte Ufer ist inzwischen mährisch geworden und die österreichische Grenze ist weit von der Thaja zurückgetreten.

In einer der Umgebung entlehnten Stimmung und durchschauert von der wilden Erhabenheit der eben geschauten Scenerien gelangen wir nun in eine Region, wo die Natur wieder mit Sanftmuth und mit Milde zu uns spricht.

Auen und Wiesen geben statt der rauhen Felswände und chaotischen Steinhalden der Thaja wieder das Geleite.

Ein quer in den Weg tretender Berg, zu dessen Rücken ein schattiger Waldweg aufwärts führt und der auf der Flußseite in's Wasser fällt, gewährt uns nach seiner Ersteigung eine Aussicht von bezauberndem Glanze.

Wie zum Lohne dafür ist sein höchster Gipfel mit einem weithin sichtbaren Obelisk geziert, der die Aufschrift trägt:

„Der  
durchlauchtigsten  
Frau Helene Gräfin Aniszek,  
geborenen Fürstin Lubomirska  
die Dankbarkeit der Naturfreunde.

1860.“

Drüben, jenseits der Thaja ragt die uns bereits bekannte Martinswand und die Helenenhöhe aus dunklem Walde empor während herüber und tief unter uns ein wunderliebliches Thal seine verschwenderischen Reize entfaltet.

Die großartig geformten, rohen Felsgiganten und die mit trotzigen Hinterwäldlermien dreinschauenden Waldberge scheinen das Nahen der Alles belebenden Cultur zu ahnen. Mit ritterlicher Galanterie treten sie nicht nur zu beiden Seiten zurück, um so der Entwicklung der Thalbildung möglichst Raum zu geben, sondern sie scheinen die Schöpfung ihrer Großmuth auch schützen und schirmen zu wollen und in einem weiten Bogen umarmen sie das Gebilde ihrer Gunst und Gnade.

Obwohl im Bewußtsein des Schutzes so gewaltiger Gönner macht das Thal im ersten Beginne nur einen bescheidenen Gebrauch von dieser Gunst, denn schmal und dürftig sind seine Anfänge. Nur langsam wird es breiter, bereits aber schmückt es sich mit Wiesen und Auen, welche die Thaja umsäumen. Später reihen sich Gruppen von Obstbäumen an die schwellenden Rasengelände, die nach und nach einem breit gedehnten Garten- und Ackerlande den Platz räumen.

Aus dem Hintergrunde, wo das Thal seine vollendete Entwicklung erreicht hat, lachen uns aus der grünen, blüthenglänzenden Belaubung freundliche Häuser entgegen, in denen wir den Markt Frain mit seinem herrlich gelegenen Schlosse erkennen.

Die steile Berghöhe, die uns das Werden



und das Sein des Thales unten so gewissenhaft gezeigt, heißt Eisleiten und führt diesen Namen mit vollem Grunde und mit aller Berechtigung.

Auf dem wiederholt mit Stufen und Staffeln versehenen Zickzackwege, der thalabwärts führt und der, wie der ganze Berg, durch schöne Laub- und Nadelholzbäume beschattet ist, treffen wir ein wildes Chaos schauerlich zerklüfteter und unheimlich übereinander gestürzter Felsmassen, aus deren Höhlen und Spalten uns selbst im glühendsten Sonnenbrande winterlicher Frost eisig entgegenweht.

In diesen Höhlen glitzern und flimmern tropfsteinartig herabhängende Eiszapfen, während die Wände dieser schwarzgährenden Schlünde und Risse mit blitzenden Eisspiegeln belegt sind.

Besonders stark ist diese Eisbildung in feuchten Jahren und selbst der heißeste Sommer bleibt ohne Einfluß auf diese unterirdische Eiswelt, deren plutonischer Ernst gar seltsam und eigenthümlich absticht von dem heiteren Blumengruße, den die lachende Flora draußen glänzend und duftend rings umher entsendet.

Dem gleich einer glorreichen Siegesfahne hat die gütige Sommergöttin über die Höhlen des grimmen Winters einen bunten Blument Teppich, wie das Auge ihn selten schaut, liebevoll gespannt und ein Ocean von balsamischen Blüthen und Düften umgibt uns.

Pflanzen, wie sie sonst nur der Frühling erzeugt, erfreuen hier bis in den heißen Hochsommer hinein den Blumenfreund durch ihre auffallend frische Uppigkeit.

Wir heuten diese passende Gelegenheit aus und winden uns für irgend ein fernes Lieb' ein zierlich Sträußlein, dem wir als Zeichen unserer ewigen Treue immergrünen Epheu beiflechten.

Und treu und ausdauernd wie in der Liebe, sind wir auch in allen unseren sonstigen Unternehmungen.

Schon bei den Wanderungen um Znaim und um Neuhäusel haben wir fest daran gehalten, unsere nur nach reiflicher Ueberlegung gefassten Wanderpläne stricte durchzuführen.

Weder nähere, noch bequemere Wege haben uns in unseren nur ästhetischen Rücksichten Rechnung tragenden Grundsätzen beirrt.

Gehören wir ja nicht zu der zahlreichen Gattung jener Touristen, die ihre Wanderzüge nur mit der Zunge und im Zimmer machen, sondern zu jenen gottbegnadeten, die — Dank ihrer Fuß- und Lungenkraft — sie in Gottes freier Natur draußen mit Aug' und Ohr und Herzen auch wirklich und in der That ausführen und vollbringen.

In einer ganz schwachen Stunde könnten wir von unserem Standpunkte aus durch das Hammerthal — so genannt, weil einst ein Eisenhammer hier gestanden — bequem wieder nach Frain gelangen.

Doch auf die Gefahr hin aus der bisherigen sechsständigen eine zehnstündige Wanderung zu machen halten wir auf der ursprünglich in Aussicht genommenen Linie fest, die uns über Schönwald und durch das Schweizerthal nach Frain führen soll.

Auf unserem Wege liegt zwar mitunter scharfes Gestein und spitziges Gedörn; aber das schadet nichts. Über uns ist der Himmel blau, um uns ist der Wald grün und in uns jubelt Wanderlust und Wanderfreude und Liebe zur Natur!

Wir folgen der Richtung gegen Mitternacht. Rings bietet der Wald ein bewegtes Bild, das uns allenthalben zu Betrachtungen reizt und Hirsche und Rehe erinnern uns, daß wir hier inmitten des Gebietes der kurzgeschürzten Diana wandeln.

Auf einer ausgedehnten Hochfläche schieben sich Aecker und Felder in den Wald, zwischen denen wir das kleine, aber nett gelegene Schönwald erblicken.

Wegen seiner schönen Umgebung und wegen seiner gesunden und bequemen Lage an der gleichnamigen Eisenbahnstation wird Schönwald häufig von Fremden, besonders von Wienern, zum Sommeraufenthalte benützt.

Der kaum hundert Jahre zählende Weiler Schönwald ist von einem Kranze ebener, schöner Waldungen umschlossen.

Ein ostwärts ziehender Weg führt uns durch einen stattlichen, an dichterisch-lauschigen Wiesenfluren ungemein reichen Wald auf eine kleine Felsenhöhe, welche die Ruine der Burg Schenkenberg, auch „Schimberg“ genannt, trägt.

Spuren eines Wallgrabens und vier abenteuerlich zerbröckelte Mauerstücke, welche mit dichtem Gesträuche bewachsen sind, bilden heute den ganzen, letzten Überrest vormaliger ritterlich-romantischer Herrlichkeit. Doch geht die Sage



von einem verschütteten unterirdischen Gange, in dem reiche Geldschätze und gewaltige Vorräthe von köstlichem Weine aufgespeichert liegen sollen, die aber von einer gespenstischen „weißen Frau“ grimmig bewacht werden.

Sattisch hat diese Sage schon zu vielen, ganz im mittelalterlichen Style ausgeführten, aber eben so erfolglosen Nachgrabungen Anlaß gegeben.

Der Fels, auf dem die düstere Ruine steht, senkt sich gegen Osten schroff in einen unheimlich tiefen, ausgedehnten Teich, der besonders im Frühjahr das ganze Waldthal ausfüllt und der unter dem Namen „Schimbergeich“ bekannt ist.

Still und glatt liegt der dunkle Weiher zwischen den hohen Waldwänden, die vom lichtesten bis zum dunkelsten Grün schattirt, sich in seiner Tiefe spiegeln.

Hohes, scharfkantiges Rohr, das an seichterem Uferstellen aus dem Wasser sprießt, bildet einen Wald im Walde, der uns wie ein grünes, schwimmendes Land erscheint, das von zahllosen freischwimmenden und schreienden Möven und Enten bevölkert ist.

Auf der entgegengesetzten Seite des gänzlich verfallenen Burgstalles Schenkenberg, senkt sich eine weite, herrliche Wiese in den mächtigen Wald, auf der vor Alters eine Stadt — „Hibitz“ (?) genannt — gelegen sein soll. Auch diese muthmaßliche Stätte des ehemaligen Hibitz wird stark von Schatzgräbern unsicher gemacht.

Der älteste bisher bekannte Besitzer der Burg war Heinrich von Schenkenberg, der urkundlich um das Jahr 1349 erwähnt wird. Hundert

Jahre später soll die Burg sammt Neuhäusel dem Ritter Mir von Schimberg gehört haben.

Unstreitig ist von diesem Burgherrn das Ritter-  
schloß Schenkenberg in Schimburg ungetauft  
worden.

Gegenwärtig gehört die Ruine sammt Schön-  
wald der Herrschaft Frain.

Das ebenfalls dieser Herrschaft gehörige,  
prächtige Schweizerthal ist es, mit dem wir un-  
seren heutigen Spaziergang zu enden beschloßen.

Schönwald verlassend, steuern wir über üppige  
Wiesentristen und wogende Feldersfluren dem west-  
wärts gelegenen, nahen Walde zu, der in seinem  
Schoße unser Endziel — das Schweizerthal —  
birgt. Rückwärts dieses Waldes — in Frain —  
winnt endlich Ruh und Rast, die wir uns nach  
dem heutigen Rundgange wohl auch verdient  
haben.

Der sich ebenfalls zur Rast neigenden Sonne,  
die den abendlichen Himmel mit einem Meere  
von grellem Orange und durchsichtigem Purpur  
übersfluthet, gehen wir direkt entgegen.

Wie rothes Gold flimmert es über dem Walde,  
während sich in den ferner liegenden Gründen  
und Schluchten dunkelblaue Schatten zu lagern  
beginnen.

Ein Bach mit silberklarem Quellwasser —  
der Wolfsmühlbach — führt uns thalabwärts.  
Mit jedem Schritte werden die Berge um uns  
höher, der Wald dichter.

Von Zeit zu Zeit blicken rechts und links  
weiße Jägerhäuschen zwischen den Bäumen her-  
vor, bald haben wir grüne Wiesenmatten mit

den buntesten und duftendsten Blumen zur Seite, bald wieder den dunklen Saum hoher Tannen, die gesellig mit Buchen, Lärchen und Eichen auftretend, das Colorit des Thales anmuthig beleben.

Rings um uns weht eine ungemein wohlthuende, Herz und Gemüth ansprechende Milde. Wir glauben in dem vielbesungenen Elysium der Alten zu wandeln.

Wie ein schriller Miston lagert sich plötzlich in die liebliche Harmonie von Wald und Wiese ein trostlos kahler Felsgigant; das Bild wechselt seine Staffage und wie durch Zaubermacht, ohne allen vermittelnden Uebergang tritt nun der Charakter einer förmlichen Gebirgslandschaft zur Geltung. Wir kommen an die Thaja heraus. Vor uns, drüben am jenseitigen Ufer, rechts, links, überall zeigt sich die erhabene Majestät gewaltig emporragender Fels- und Bergparthien, der Thaja es überlassend, Leben und Bewegung in die starren Massen zu bringen.

Die Thaja aber strebt gegen Frain zu. Einig mit ihr in diesem Streben folgen wir ihr und bevor noch die nahende Nacht ihre schweigenden Schatten vollends herabgeworfen, langten wir — bereichert an schönen Eindrücken — wieder dort an, von wo wir des Morgen ausgegangen.



IV.

V ö t t a u.

(Sornstein, Rosenberg, Freistein, Drosendorf.)

Wanderstab,  
Dankend legen wir dich ab.  
Weil es muß geschieden sein.  
Raste nun und ruhe fein!  
Glücklich sei, wer dich ergreift,  
Mit dir in die Weite schweift,  
Über Thal und Höhen streicht!

Der Markt Vöttau ist vier Meilen nordwestlich von Znaim in einer tiefen Thalschlucht nächst der Einmündung des Flusses Schelletau in die Thaja gelegen.

Vierzig Klafter über dieser Thalsohle, auf einem steil aufgethürmten Granitfelsentogel ragen die Zinnen der großartig angelegten Burg Vöttau himmelwärts.

Alt und grau geworden im Sturme und Drange der Zeiten, schauen ihre Mauern und Wälle trotzdem noch immer voll von strotzender Lebenstraft und heiterem Lebensmuth in's tiefe blühende Thal hinab.

Durch ihre Lage auf schroffen Felsabstürzen von drei Seiten unzugänglich und unnahbar, ist die Burg auf der vierten Seite, der Ostseite, durch einen tiefen Graben vor jeder äußeren

Berührung gesichert. Eine Zugbrücke führt über denselben in das hohe, durch einen Thurm befestigte Burghor.

Dieser Thurm, sowie noch mehrere andere Thürme und die starken Umfangsmauern und sonstigen Bollwerke, deren Ueberreste noch zu sehen sind, bezeugen die einstige Wichtigkeit des alten Zupenschlosses, welche von der Geschichte auch vielfach bestätigt wird.

Die Burggebäude und die Wälle und Zingeln sind an der Außenseite ringsum durch mächtige Steinpfeiler gestützt. Auch Spuren des Zwingers und der Leze zeigen sich noch. Kurz, alles um uns erinnert frisch und lebhaft an das eiserne Zeitalter, dessen romantische Eindrücke uns hier mit aller Unmittelbarkeit bestürmen.

Erstaunt aber stehen und schauen wir, sobald wir die weiten Räume des inneren Burghofes betreten. Alte und neueste Baukunst sehen wir hier eng und harmonisch verschmolzen.

Vergangenheit und Gegenwart reichen sich zu diesem Zwecke in rührender Eintracht die Hand.

Der schwerfällige, mit dem Felsengrunde eng verbundene Bau des Mittelalters mit seinem düsteren Ernste und der wilden Kraft jener Zeit kontrastirt gar eigenthümlich mit den leichten Formen moderner Architektur und es ist der Eindruck, den dieses eben so historisch bedeutsame, als malerisch schöne Schloß auf den Beschauer macht, von ergreifender Art.

Trotz Unzugänglichkeit, trotz Wall und Graben hat sich die feste Burg der Allmacht des

Zeitgeistes gefügt und begrüßt uns innerhalb ihrer finsternen Zingeln und Thürme, zum großen Theile als stolzes, im modernsten Style prangendes Schloß, das in verjüngter Schönheit sich aus den alten Burgtrümmern erhoben hat.

So hat sich das mittelalterliche Palas zeitgemäß in ein modernes Palais umgestaltet, dem auch seine Solons und sonstigen dazu gehörigen Gemächer nicht mangeln. Es ist mit dieser, den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Umgestaltung seiner ursprünglichen Bestimmung nicht untreu geworden, denn wie früher, so gilt es auch jetzt als Fest- und Ehrenlokalität, als eigentliches Herrenhaus.

Das Schloß hat zwei Stockwerke, in deren erstem, sowie im Erdgeschoße die Wohnzimmer und Säle im altdeutschen Geschmacke möblirt sind.

Unter den Gemächern des Erdgeschoßes ist besonders der schöne Sommer-Speisesaal bemerkenswerth, sowie ein eleganter Salon, der mit einer geschmackvoll gezierten Terasse in Verbindung steht, die uns die herrlichste Aussicht gewährt.

Im Ganzen und Großen entspricht die Ausstattung des inneren Schlosses genau dem Eindrucke, den wir draußen empfangen haben. Modernster Geschmack und veralteter Rococostyl finden sich in den weitläufigen Räumen bunt durch einander gewürfelt.

In dem zweiten Stockwerke befindet sich eine interessante mit großen Kosten angelegte Rüstkammer. Ursprünglich entstammt diese Waffensammlung dem Nachlasse des Grafen Nicolaus von Triny, jenes heldenmüthigen Patrioten, dem



Theodor Körner ein so würdiges Denkmal errichtet.

Die sehr reichhaltige Rüstkammer birgt Schutz- und Trugwaffen aller Zeitalter und jeder Gattung von der primitiven Schlachtkelle und dem wuchtigen Morgenstern angefangen bis hinauf zu den mörderischen Hinterladegewehren der Jetztzeit.

Ein Panzerhemd aus Silberdraht und ein Musketon des oben erwähnten Helden von Szigeth, beide mit dessen Wappen geschmückt, ein Helm des einäugigen Hussitenführers Žižka von Trocnov mit bloß einer Augenöffnung im Visir, einige Jagdgewehre aus dem Nachlasse des Ernst Jankowsky Grafen von Wlassin, sowie mehrere vollständige Ritter- und Knappenrüstungen zc. sind besonders sehenswert.

Angeichts dieser verschiedenen Waffen können wir uns einer gewissen Wehmuth nicht erwehren, denn wir finden es hier bestätigt, daß das Zeitalter der Humanität, daß die vielgepriesene „menschlich-freie Zeit“ mörderischer zu kämpfen versteht und grausamer Menschenleben und Menschenglück hinzuschlachten weiß, als das barbarische „romantisch-katholische Mittelalter.“

Nicht minder interessant sind die übrigen, mit höchster Eleganz ausgestatteten Appartements des Schlosses, an das sich weitläufige Gebäude reihen, welche das ganze Felsplateau umfassen und einen großen, weiten Hofraum umschließen.

In der Mitte desselben erhebt sich die einfach-schöne, gothisch gebaute Schloßkirche, die im Jahre 1845 an der Stelle der alten Burgkapelle

unter Leitung und nach Angabe des gegenwärtigen Besitzers von Döttau, des Grafen Heinrich von Daun, aufgeführt wurde.

Das Schiff der Kirche ist durch einen hohen Bogen mit einer kleinen Seitenkapelle verbunden, in welcher sich die gräßliche Gruft mit den letzten Ruhestätten der Burgherren aus den Geschlechtern Lichtenburg, Wlasyym, Cavriani und Daun befindet.

Die Bildhauerarbeiten sind von Rucker, das Altarbild, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria vorstellend, von Ziegler ausgeführt. Ferner besitzt die Kirche eine sehr alte, kunstvoll gearbeitete Monstranze aus Silber und eine, von dem jetzigen Burgherrn angeschaffte, schwere silberne Ampel im gothischem Geschmacke.

Die sonstigen Gebäude sind theils Wirthschaftszwecken gewidmet — wir bemerken darunter auch ein Brauhaus — theils dienen dieselben den herrschaftlichen Beamten und Dienern als Kanzleien und Wohnungen.

Auch befindet sich hier ein Haustheater, das Archiv und eine, zum großen Theile ebenfalls von Triny stammende, kostbare Büchersammlung. Diese Triny'sche Bibliothek, deren jedes einzelne Buch mit dem Bildnisse des ungarischen Helden versehen ist, bildete übrigens nur eine Vermehrung der älteren Büchersammlung, die unter anderen Schätzen ein handschriftliches Missale und mehrere werthvolle Inkunabeln enthielt.

Aus dem Staub und Moder der Akten und Bücher werfen wir uns wieder der frischen, grünen Natur in die Arme, die uns mit Macht hinauslockt.

Eine freudige Uiberraschung harrt unser in dem ausgedehnten Orangerie-Gebäude des Schlosses und in dem herrlich angelegten Burggarten. Roth und weiß, wie mit Rubinen und Perlen geschmückt, blüht es in den grünen Bäumen, zwischen welchen ein stiller Teich funkelt, während uns ringsum eine duftende Blumen- und Blüthenpracht entgegenlacht.

Auch die Umgebung der Burg ist mit annuthigen Anlagen geschmückt und wohlerhaltene angenehme Alleen und Spaziergänge führen uns auf reizende Aussichtspunkte, die uns imposante Rundblicke in die schöne Landschaft, durch deren Wälder und Berge sich die Thaja herabwälzt, gestatten.

Unter diesen Aussichtspunkten ist besonders die Gloriette „Rotunda“ bemerkenswerth. Sie liegt auf der Felsenhöhe ober der Einmündung der Schelletau in die Thaja, die sich hier zwischen den grotesken Waldhügeln unter uns, wieder in ihrer muthwillig-schelmischen Laune gefällt, unser Auge zu täuschen und sich als drei Flüge zu zeigen.

Eine nicht minder schöne Aussicht gewährt auch die sechzig Klafter emporstrebende Wrantscher-Höhe, die ehemals zum Schutze von Vödtau mit einer starken Citadelle gekrönt war.

Uiber die Besichtigung der inneren und äußeren Burg und ihrer wunderbaren Lage wollen wir jedoch in bisher stets geübter Gepflogenheit auch die so nothwendige, historische Umschau nicht außer Acht lassen.

Aus vielfacher Erfahrung wissen wir es ja,



daß wir bei allen unseren bisherigen Wanderungen stets bemüht gewesen, neben der Gegenwart auch der Vergangenheit gerecht zu werden.

Jedesmal fanden wir die Thatsache bestätigt, daß, nachdem wir uns beim Anblicke von düsternen Burgen und stolzen Schlössern der umgebenden Natur mit ihrem bald heiteren, bald wieder wildromantischen Charakter gefreut hatten, wir erst dann vollständig befriedigt waren, wenn wir einiges über die alte Geschichte solcher Werthlichkeiten vernehmen konnten.

Ein rein menschlich, pietätvolles Fühlen ist es, das uns bestimmt nach den Geschieden solcher Baudenkmale und derer, die es erbaut und bewohnt, zu forschen, um so gewissermaßen in den eigenen Besitz dessen zu kommen, was längst entschwundenen, fremden Zeiten angehört. Eine kaum uns selbst bewußte Sehnsucht nach der Vergangenheit, ein Hang und Drang ihr Dunkel zu hellen, leitet uns hierbei.

Bleiben aber die grauen Steine trotz aller dieser Sehnsucht stumm, so greifen wir mit Begierde nach Mythen und Sagen, die in Ermangelung geschichtlich beglaubigter Thatsachen uns Ersatz für historische Forschungen bieten müssen, denn wo die geschichtliche Wahrheit mangelt, begnügen wir uns gar oft mit der abenteuerlichsten Dichtung, wie das in Kaja z. B. der Hinz bewiesen. Und je entschiedener diese stets mehr oder minder in ein gewisses volkstümlich-poetisches Gewand gekleideten Sagen in das Abenteuerliche hinüber streifen, desto mehr pflegen sie in der Regel uns auch anzusprechen.

Dank der ehemaligen, großen Bedeutung von Döttau haben sich nur die allerersten Anfänge der Burg — die Zeit und Art ihrer Gründung — der historischen Forschung entzogen. Es liegt somit nur ihr Ursprung in mythischem Dunkel.

Urkundlich wird das landesfürstliche, stark befestigte Schloß Döttau sammt seiner Vorburg im Jahre 1052 zum erstenmale genannt. Im Kriege des böhmischen Herzogs Friedrich Przemysl gegen den Herzog Konrad von Znaim 1184 wurde Döttau belagert. Die Belagerung wurde jedoch aufgehoben, als Konrad zum Entsätze herbeieilte. Ein Jahr später bereits erscheint die Burg, ebenso wie Olmütz, Brünn, Znaim, Lundenburg, Jamsitz zc. als Hauptort eines besonderen Fürstenthums und besaß als solcher ein selbstständiges Landgericht. Unter den Kämmerern und Burggrafen von Döttau werden Ben und Theodorich öfter als solche erwähnt. Im Jahre 1231 nahm der österreichische Herzog Friedrich von Babenberg im Bunde mit anderen Fürsten die Burg nach hartnäckiger Vertheidigung ein, mußte aber bald wieder, als der böhmische König mit überlegener Macht heranrückte, dieselbe räumen.

Bis zum Jahre 1324 war Döttau in habsburgischem Besitze und zwar waren zuerst der Herzog Friedrich, später der Herzog Leopold die Eigenthümer. Erst zu Folge des Friedensschlusses zu Weiskirch 1323 gab der Letztere die Burg und das dazu gehörige Gebiet an den böhmischen König Johann von Luxemburg wieder zurück.

In den Jahren 1330 bis 1576 gehörte Döttau

dem mächtigen Hause Lichtenburg. Durch den König Wladislaw war inzwischen das ganze Gut im Jahre 1498 aus dem Lehensverbande entlassen worden. Die letzte Lichtenburgerin, Ludmilla, verkaufte die gesammte, reiche Herrschaft in dem oben genannten Jahre (1576) an den kaiserlichen Rath und Hofrichter in Mähren, Friedrich Jankowsky von Wlassin um 47.000 Gulden.

Das ursprünglich freiherrliche, später gräfliche Geschlecht der Wlassin's blieb bis zum Jahre 1736 in dem Besitze von Döttau, das dann dem Grafen Cavriani und 1751 dem Grafen von Daun anheimfiel. Der Sieger von Kollin (1757) und Hochkirch (1758), der den großen Fritsch um den Ruf der Unbesiegbarkeit gebracht hat, war der Urgroßonkel des gegenwärtigen Besitzers von Döttau, des k. k. Kämmerers, Heinrich Grafen von Daun.

Durch diese Daten haben wir einiges Licht in der Geschichte von Döttau gewonnen und so wollen wir denn daran gehen, Streifereien in der von der Natur so reich gesegneten Umgebung zu unternehmen.

Unterhalb der Mündungsstelle, wo der Schellentaufuß der Thaja tributpflichtig seine Wasser zuführt, lassen wir uns mittelst eines Kahnes auf das rechtsseitige Thajaufer überführen. Zu beiden Seiten des Flusses ist das Thal mit Auen, Wiesen und Gärten geschmückt, die von bewaldeten Lehnen und schroffen Hängen umthürmt sind.

Bäume und Sträucher lachen im heitersten Grün, Alles blüht und Alles duftet, Alles ist voll Freude, voll Wonne, voll Jubel, was sich



in den lieblichsten Tönen und in den heitersten Farben äußert. Alles um uns huldigt dem holden Lenze und wir sind Zeugen dieser erhabenen Huldigungsfeier, welche die erwachende Natur in ihrem hehren Tempel um uns so würdig begehrt.

Selbst die starren, steilen Felsen fühlen sich berührt von dieser allgemeinen Freude und sie haben auch allen Grund dazu. Auch ihnen hat die gütige Frühlingsgöttin von ihren herrlichen Gaben gespendet, auch sie hat sie reich und freundlich damit bedacht. Förmliche Kränze von gelben Ginsterblumen hat sie ihnen um die Schläfen gewunden, die auf den schwarzen Riesenhäuptern wie güld'ne Kronen leuchten.

Grau und düster, wie eine versteinerte Mahnung an das verfallene Ritterthum blickt von der höchsten dieser Felswarten die Burgruine Zornstein auf die blüthenbunte Frühlingsfreude herab. Auch dort hat einst ein heiteres Leben geblüht, auch dort hat man sich vielleicht einst des Frühlings mit seiner Mimnelust gefreut!

Dohlen und Raben hausen heute in den traurigen Trümmern der stolzen Burg, wo einst glänzende Ritter dem Minnedienste gehuldigt und die Ruhe des Grabes herrscht nun hier, wo sonst lärmende Zecher bei frohen Gelagen ihre Heldthaten prahlend erzählten.

Die Burg Zornstein ist auf der schmälsten und höchsten Stelle eines langgestreckten, von drei Seiten von der Thaja umflossenen Bergrückens in einer völlig unbekanntem Zeit erbaut worden. Mündliche Ueberlieferungen lassen diese Erbauung noch vor der Zeit Karl des Großen

geschehen und schreiben ihre Gründung einer Markomannen-Königin zu, die bei ihrem Volke als eine weise, der Weissagung und der Heilkunst kundige Frau, als eine andere Velleda galt.

Im Kriege des böhmischen Herzogs Brätislaw gegen die Söhne des mährischen Fürsten Konrad um 1099 sollen die Böhmen vergeblich alle Macht aufgeboten haben, um die Burg zu bezwingen. Urkundlich erwähnt wird Zornstein erst in den Jahren 1342 und 1349, um welche Zeit die Eichtenburger als Burgherren vorkommen.

Im Jahre 1420 waren die Brüder Stefan und Johann von Eichtenburg die Besitzer von Zornstein und Niklas von Plenkowitz war der damalige Burggraf. Hynek von Eichtenburg, der Nachfolger Johanns, verwickelte sich dadurch in einen langwierigen Krieg, weil er Georg von Podiebrad nicht als König anerkennen wollte. Ein mächtiges Heer zog unter dem Befehle des Prinzen Victorin, dem Sohne des Königs, vor die Burg und belagerte dieselbe. Die meisten böhmischen und mährischen Edlen hatten sich dem Heere angeschlossen.

Hynek jedoch vertheidigte sich den ganzen Sommer des Jahres 1464 auf das tapferste und konnte nur durch den inzwischen eingetretenen, nagenden Hunger der Besatzung vermocht werden, um einen Waffenstillstand nachzusuchen.

Diesen benützte er jedoch dazu, um die Burg mit Proviant und Munition zu versehen und begab sich, nachdem er die Vertheidigung derselben dem tapferen Ritter von Sarowec über-

tragen hatte, eiligst zum Kaiser Friedrich IV. nach Wien und zum Papste nach Rom, um, als angeblich des katholischen Glaubens wegen Verfolger, Beistand zu ersuchen.

Der Papst verbot zwar dem Olmüzer Bischof Protas von Boskovic und allen Katholiken dem Könige Georg gegen Hynek beizustehen, aber dessen ungeachtet setzte Victorin die Belagerung der Burg den ganzen Winter fort und nöthigte endlich die Besatzung am 24. Mai 1465 sich zu ergeben.

Das durch die wüthende Belagerung ziemlich zerstörte Zornstein schenkte nun der König dem Ritter Hynek Kragir von Kraig, der sich bei dieser Belagerung besonders ausgezeichnet hatte, als Lohn und Lehen.

Im Jahre 1493 wurde die Burg, die damals dem Leopold von Krajitz gehörte, aus dem Lehensverbande entlassen. Um das Jahr 1500 kam sie an den Besitzer von Döttau, Heinrich von Eichtenburg. Seit dieser Zeit verblieb Zornstein, das schon im Jahre 1612 als öde angeführt wird, bei Döttau.

An den verfallenen Umfassungsmauern sind noch heute die Spuren der durch Belagerungsmaschinen angerichteten Verwüstungen zu erkennen. Im Innern sind sehr viele, theils schon ganz eingestürzte, theils dem Einsturze nahe Gewölbe und Keller zu sehen. Ueberall beweisen uns die alten Mauern die erstaunliche Festigkeit der ehemaligen Baukunst.

Hier und da sehen wir untergrabenes Gemäuer fast ohne jeden Stützpunkt aufrecht stehen. Wahr-



scheinlich ist das Geheimniß dieser ganz außerordentlichen Festigkeit in dem damals üblichen Mengen des Mörtels mit Wein zu suchen! ? Die damalige Anschauung schrieb bekanntlich dem Weine die sonderlichsten und wunderbarsten Kräfte und Wirkungen zu, wie aus alten Kräuterbüchern hervorgeht.

Mitten in den ephuumranken Trümmern gewahren wir sogar auch noch einige ziemlich erhaltene Gemächer, die — umspinnen mit Moos-  
tapeten — in mittelalterlich-abenteuerlich angelegten Gemüthern unwillkürlich den Wunsch rege machen dürften, sich hier eine romantische Heimstätte zu gründen, denn:

„Wie uralt weh't's, wie längst verflungen  
In diesem tiefen Waldesgrün —  
Ein Träumen voller Dämmerungen,  
Ein dicht verschlung'nes Wunderblüh'n!  
Vorüber jagt auf flammenhufen  
Erlkönig sein goldmäh'ig Roß —  
Die Geige tönt, die flöten rufen,  
Er reitet auf sein Elfenschloß!“

In einem anmuthigen Thale am Fuße des Burgberges kommen wir auf ein ödes Kirchlein, das — ehemals der heiligen Dreifaltigkeit geweiht — innen und außen mit Ueberresten von noch immer farbenfrischen Frescobildern geziert ist.

Schon im 14. Jahrhunderte war dasselbe für den Gottesdienst der Burgbewohner bestimmt, wurde aber im Jahre 1784 entweiht.

Gegenwärtig dient das reizend gelegene Kirchlein zur Aufbewahrung von Waldsamen.

Flußabwärts von Zornstein — aber am linken Thajaufer — erreichen wir einen ausgedehnten Wald, der uns durch die Majestät seines üppig-schönen Baumwuchses freudig überrascht. Strebevoll und machtvoll klettern die Bäume um uns gegen den Himmel empor und bergen in ihrem Schatten einen im besten Stande erhaltenen Thiergarten, der uns durch eine reiche Reihe von reizenden Aussichtspunkten, wie den „Jagdsalon“, das „Rendezvous“, die „Heinrichslust“, das „Schweizerhaus“ und den „Dianatempel“ entzückt.

Der herrlichste Lohn aber harret unser am Rosenberg. Ein steiler Waldpfad, der mitunter die Lagerplätze des zahlreichen Edelwildes mitten durchkreuzt, führt uns auf die Höhe dieses Berges, der wie ein vorgeschobener Wachtposten kühn ins Thal heraustritt und die Thaja zum Schutze seiner hier entblößten Stellung zu einer Schwenkung nach rechts auffordert.

Schroff stürzen sich auf der Flußseite seine Hänge in die Fluthen hinab, während sein Rücken in nackten, scharfkantigen Felsenzacken aus dem Walde emporragt. Die Zinnen des über fünfzig Klafter hohen Rosenberges bieten eine herrliche Aussicht auf den Fluß und auf dessen wildromantische Ufer.

Von vier verschiedenen Seiten glauben wir die Thaja auf uns zu strömen zu sehen und die inselartig dazwischen liegenden Hügel mit dem Prachtgewande ihrer lenzgrünen Belaubung sowie das Alles umschließende, unabsehbare Waldmeer lassen das Bild als ein wahrhaft großartiges erscheinen, das auf jedes für den Zauber der

Natur zugängliche Herz einen wirklich unvergänglichen Eindruck üben muß.

Bestrickt von diesem Zauber stehen wir lange auf der lustigen Höhe, die ein so wunderreizen- des Landschaftsbild beherrscht.

Zur Dervollständigung der in den obigen Zeilen gebrachten Schilderung von Döttau und Umgebung, wollen wir nachstehend noch eine Skizze anfügen, die wir der Freundlichkeit des Gutsbesizers, des Herrn Kämmerers Heinrich Grafen von Daun danken. Der Herr Graf schreibt ziemlich übereinstimmend mit uns:

„Der Markt Döttau (500 Einwohner) liegt in einem tiefen, engen Thale an beiden Ufern der Schelletau, eine kurze Strecke oberhalb ihrer Einmündung in die Thaja. Ober demselben, auf dem von dem Bache an drei Seiten umspülten Plateau einer mächtigen Granitfelsmasse, erheben sich die großartigen Bauwerke der Burg Döttau, 40 Klafter über der Thalsohle. An der Ostseite führen zwei, eine Zug- und eine Fahrbrücke, über den im Felsen gehauenen Wallgraben durch die mit Thürmen befestigten Burgthore. Die Ueberreste der zahlreichen Thürme, die massiven Umfassungsmauern, welche von außen durch ange-mauerte starke Pfeiler gestützt sind, die Unzu-gänglichkeit der Lage lassen auf die einstige Bedeutung dieser kolossalen Veste schließen.

Die eigentliche Burg, durch einen zweiten Wallgraben von den übrigen Nebengebäuden getrennt, von zwei Seiten drei Stockwerke hoch, enthält im 2. Stocke eine Waffensammlung von großer Reichhaltigkeit (1200 Stück) mit Exem-



plaren aller möglichen Zerstörungswerkzeuge von Schlachtkeule und Morgenstern angefangen bis herab zur Jagdflinte und zum Zündnadelgewehr. Angelegt wurde diese Sammlung von dem Freiherrn, später Grafen Wlassym; ansehnliche Vermehrungen erfuhr sie aus dem Nachlasse des Helden von Szigeth, Niklas von Zriny, (dessen letzten Sprossen Adams Wittwe den Grafen Wlassym ehelichte) sowie durch spätere Graf Daun'sche Acquisitionen. Ein Panzerhemd aus Silberdraht, ein Schild getrieben und mit Gold tauchirt und ein Musketon des Niklas von Zriny, (welches sowie das Panzerhemd mit dessen Wappen versehen ist, ein Helm Žižka's mit einer Augenöffnung, (aus Časlau, wo sich seine übrigen Waffen befinden) endlich die schön ausgelegten Jagdgewehre aus dem Nachlasse des Grafen von Wlassym, sind die bemerkenswerthesten Stücke. Sehenswürdig sind die in gothischem Style höchst geschmackvoll ausgestatteten Appartements des Schlosses.

An die Burg schließen sich weitläufige Gebäude an, welche das ganze Felsplateau umfassen und einen großen, länglichrunden Hofraum einschließen, in dessen Mitte sich nebst einem schönen, gothischen Wasserbassin, die einfache aber schöne, in edlem gothischen Style gehaltene Schloßkirche erhebt. Dieselbe wurde im Jahre 1845 an Stelle einer älteren Kapelle, nach Angabe und unter oberster Leitung des Burgherrn Grafen Heinrich von Daun zum größten Theile erneuert. Durch einen hohen Bogen ist mit dem Schiff der Kirche eine kleine Seitenkapelle ver-

bunden, in welcher sich die gräßliche Gruft mit dem Grabmale des 1836 verstorbenen Grafen Franz Daun und Grabsteine von Lichtenburgern und Wlassymys befinden. Die Bildhauerarbeiten sind von Rückert, das Altarbild (die Himmelfahrt Maria) von Ziegler. Die Kirche besitzt eine sehr alte, kunstvoll gearbeitete Monstranze aus Silber und eine vom jetzigen Besitzer angeschaffte, schwere silberne Ampel, in gothischem Style ausgeführt.

In den umliegenden Gebäuden sind die zu Wirthschaftszwecken nöthigen Anstalten, unter Anderen auch ein Bräuhaus, so wie die Wohnungen der Dienerschaft untergebracht; auch befindet sich hier ein herrschaftliches Haustheater, das Archiv und eine zum großen Theile ebenfalls von Zriny stammende, kostbare Büchersammlung. Diese Zriny'sche Bibliothek, deren jedes einzelne Buch mit dem Bildnisse des Helden versehen ist, bildete übrigens nur eine Vermehrung einer älteren Büchersammlung (in dieser unter anderen Schätzen ein handschriftliches Missale und mehrere Inkunabeln.)

Von den Sehenswürdigkeiten auf dem Schloßplateau sind noch zu erwähnen: Die Terrasse mit der beträchtlichen Orangerie, und der herrlich angelegte, ein Joch umfassende Burggarten mit Teich und Endthurm mit dem ehemals bestandenen Burgverließ.

Schon im 11. Jahrhunderte waren Burg und Ort, deren Gründung im Dunklen liegt, von Bedeutung; hier war der Hauptort der Župe von Detov, (lateinisch Vettovia,) mit eigenem Landgerichte, Kämmerer und Burggrafen.

Die Burg war landesfürstlich und königlich-böhmisches Lehen; von 1330—1465 waren die Lichtenburger Lehenbesitzer von Vöttau. 1498 entließ König Wladislaw das ganze Gut aus dem Lebensverbande. 1570 kam es in den Besitz der Herren Strein von Schwarzenau, und 1612 in jenem der Wlassym. Seit 1751 befindet sich dasselbe im Besitze der Grafen Daun, die den Sieger von Kolin (1757) und Hochkirch (1758) unter ihren Mitgliedern nennt. Der Urenkel von dessen Bruder Heinrich Graf Daun, ist der gegenwärtige Besitzer von Vöttau.

Die Umgebung der Burg ist mit herrlichen Anlagen geschmückt, welche angenehme Spaziergänge, reizende Aussichtspunkte und die Plätze, auf denen sich ehemals zwei mit Gräben umgebene Zitadellen befanden, enthalten. Besonders bemerkenswerth sind:

1. Die in neuester Zeit angelegte, mit einer Mauer begrenzte in den Markt führende Bergstraße, mit der an die Burg anstoßenden Kreuzkapelle und schönen, aus Holz geschnitzten Figuren des Heilandes mit Maria und Magdalena, wo zur Zeit der Pest den über Thal Wohnenden die Messe gelesen wurde, dann der alten, verschanzten Einfahrt, genannt steinernes Thor und der Statue des damaligen Gdossaner Pfarrers Stallhof mit dem Schußengel in Lebensgröße, aus einem Steine verfertigt, welcher 1731 über die Felsenklippen bis zum Flußbette der Schelletau unversehrt hinabstürzte.

2. Die Gloriette-Rotounda auf der Felsenhöhe ober der Einmündung der Schelletau in



die Thaja, von der man drei Flüsse zwischen den waldigen Höhen zu sehen glaubt; dann die Wrantscher Höhe, auf welcher sich die Meierei, das Forsthaus, die Burgschmiede und der Garten mit großen Orangerie- und Warmhäusern befinden.

3. Der Thiergarten, 300 Joch Boden bis an die Thaja hin bedeckend, mit Edelwild besetzt. Eine tiefe Thalschlucht trennt ihn in zwei Theile; für die Bewässerung sorgt ein durchfließender Bach. Sehr gut erhaltene Fahrwege ziehen rings um den Garten und mitten durch denselben folgende Aussichtspunkte verbindend: „Jagdsalon,“ „Rendezvous,“ „Heinrichslust,“ „Schweizerhaus“ und „Dianentempel.“ Vom Thiergarten, oder auch von der Thalsohle aus kann man den Rosenberg besteigen, eine großartige, an 50 Klafter hohe Felsmasse, von deren ausgedehntem Plateau sich imposante Ausblicke eröffnen. Der Besuch dieser Höhe ist sehr lohnend.

4. Zornstein (Chrastiany,  $\frac{1}{8}$  Meile südöstlich von Döttau.) Die Burgruine, von welcher blos die Wohngebäude zum Theile zerstört sind, liegt auf der Höhe eines langgestreckten, auf drei Seiten von der Thaja bespülten Bergrückens, an der schmalsten Stelle, wo er mit dem übrigen Gebirgssysteme des rechten Thajaufers zusammen hängt. Gewölbe und Keller unterhöhlen die ganze Burg. Die Reste der Umfangsmauern und die zwei von der Burg getrennten Wartthürme, lassen auf die einstige erstaunliche Festigkeit des ganzen Baues schließen.

Die Tradition schreibt dieser Burg ein ganz

besonders hohes Alter zu; urkundliche Erwähnung aber findet sie erst 1342. Als die Lichtenburger, bis 1465 Besitzer von Zornstein, dem Könige Georg von Podiebrad die Anerkennung verweigerten, ward dieselbe von einem Heere des Böhmenkönigs 1464 belagert; aber es bedurfte der Anstrengungen fast eines ganzen Jahres, um sie endlich durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen (Juni 1465.) Die Burg, dem Leopold Kragir zu Lehen verliehen, wurde 1493 wieder von den Lichtenburgern rückgekauft und unter dem Besitze der Strein von Schwarzenau zwischen 1570 und 1612 öde gelassen.

Um nach Zornstein zu gelangen, steigt man von der Burg Döttau in den Markt hinab, überschreitet die Schelletau und geht an ihrem Ufer bis zur Thaja. Diese übersezt man mittelst Kahnes, folgt dem jenseitigen Waldsträßlein einige hundert Schritte und nimmt dann den Fußweg links, der zur Ruine führt, unter welcher auf dem rechten Thajaufer stromabwärts sich die frühere Burgpfarr- und spätere unter Kaiser Josef 1784 aufgehobene Wallfahrtskirche „zur heil. Dreifaltigkeit“ befindet, im Aeußeren mit Ueberresten von Freskobildern.

5. Der Berg Sucha Hora (dürrer Berg,  $\frac{3}{4}$  Stunden nordnordöstlich von Döttau, 1809'  $\Delta$ ), an dessen südlichem Fuße die Straße von Schröfzelsdorf nach Döttau hinzieht. Von seiner Spitze öffnen sich schöne Fernsichten nach Süden und Osten. Silberberg und Skalka bilden mit der Sucha Hora die drei höchsten Punkte.“

So lauten des Herrn Grafen Daten.

Döttau in einem gewaltigen Halbbogen umgehend kommen wir nach einem tüchtigem, Ausschreiten nach Freistein. Der Halbbogen zieht zuerst durch mächtige Waldgründe in nordwestlicher Richtung, dann läuft er durch fruchtbares Ackerland gegen Süden.

Freistein gehört der in dem geschmackvoll aufgeführten Schlosse Ungarschitz residirenden Fürstin Caroline Collalto und zählt über dreihundert und fünfzig Einwohner. Die achtzig kleinen Häuser des Marktes ziehen sich am rechten Thajaufer an beiden Seiten eines Baches entlang. Im Süden ragt ein Hügel über dem Markte empor, auf dem sich beträchtliche Ueberreste der einst sehr festen Burg Freistenstein oder auch Freistein befinden.

Die Burg kommt schon im Jahre 1250 vor und dürfte als Grenzwarde der Grafschaft Hargdeg gegründet worden sein. Im Jahre 1440 wurde sie wegen der von hier aus verübten Raub- und Fehdezüge von den mährischen Ständen zerstört. Seit dieser Zeit blieb Freistein eine Ruine ohne jede weitere Bedeutung.

Wie bereits bemerkt, liegen die Ruinen auf einem kleinen, kaum zwölf Klafter hohen Felsenhügel, der sich zwischen einem Wildbache und der Thaja erhebt und südlich von einer dunklen Schlucht grabenartig umgeben ist.

Der in dem harten Felsengrunde eingehauene tiefe und breite Graben, der die nun ganz zertrümmerte Vorburg von der eigentlichen Burg trennte, erfüllt uns mit lebhafter Bewunderung.

Eine aus losen Steinen zusammengesetzte



Treppe steigen wir zu den Resten des vorderen Burghofs hinauf, neben denen sich noch einzelne hohe Mauerzüge erheben. Unweit davon passiren wir die Spuren des zweiten Thores und betreten den westlichen, ehemals von den Palasgebäuden umgebenen Burghof, wo die sechs Klaster hohen Hauptwände das frühere Losament des Schloßherrn beurfunden. An der Südfront dieser Baulichkeiten stand ein zehneckiger Thurm, der noch jetzt einige erhaltene, aber unzugängliche Kementen enthält.

Auf dem im Nordwesten schroff abfallenden Felsen erstreckt sich ein langes, einstöckiges Gebäude mit weiten Oeffnungen, den sogenannten Lauben, in deren Nischen noch jene gemauerten Sitze vorhanden sind, auf welchen die Burgdamen auszuruhen pflegten und sich der Aussicht in's freie freuten.

Als Ueberrest der Schloßkapelle zeigt sich ein einzig übrig gebliebenes, kunstvoll gemeißeltes Chorfenster.

Auf den Mauertrümmern der westlichen Burggemächer lesen wir die Namen zahlreicher Besucher, natürlich mangelt auch der Name „Kyselak“ nicht. Der Mann hat sich wirklich ohne herostratische Mittel anzuwenden einen herostratischen Ruf erworben.

Da wir diese Ruhmsucht nicht theilen, unterlassen wir es unsere Namen zu verewigen und nehmen daher von der düsteren Burgruine Abschied.

Es fällt uns dieser Abschied um so schwerer und geht uns um so näher, weil — der gestell-

ten Aufgabe gemäß die Thaja in ihrem Mittel-  
laufe zu besichtigen — Freistein, resp. Drosendorf  
die Reihe unserer Thajabilder abschließt.

„Wie wenig übrigens die Umwohner Inte-  
resse an dem gewaltigen Baue der Burg Frei-  
stein nehmen“ — so erzählt Carl Bornemann in  
der leider nach kurzer Lebensdauer eingegangenen,  
aber trefflich redigirt gewesenen Zeitschrift „Kleine  
Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Oester-  
reich-Ungarn“ 1876 (Zamarski, Wien) — „bewies  
mir das Gespräch mit einem alten Manne am  
Fuße des Burgberges; er meinte, seit er als  
Knabe oben den Vogelfang betrieben, sei er nie  
wieder hinaufgekommen, aber aus den Steinen,  
die nach jedem Regenguße und jedem Sturme  
herabgeführt werden, sei ein guter Theil seines  
Hauses und der Gartenmauern erbaut. Das ist  
der Trost, daß „neues Leben blüht aus den  
Ruinen.“

Oberhalb Freistein wird die Gegend gang-  
barer und freundlicher, Wiesen legen sich zwischen  
den Fluß und die Uferhöhen, ein Kornfeld und  
dann noch eines zeigt uns, daß wir in bewohntere  
Landstriche kommen und Menschen in der  
Nähe haben, wenn auch ihre Wohnungen auf  
den Bergen und hinter den Bäumen versteckt  
bleiben. Endlich kommen wir auch auf die wohl-  
gepflegte Poststraße, welche von Hafnerluden  
und Ungarschitz bei der Loibingmühle ins Thal  
herabsteigt und über Stalleck die Verbindung mit  
Schaffa und Frain herstellt. Eine Viertelstunde  
dient diese Poststraße, welche auch bei einer  
Graphitgrube vorbeiführt, unserem Fortkommen,

aber wir verlassen sie, um an der Thaja zu bleiben, mit welcher wir nach halbständigem Marsche an die Grenze zwischen Mähren und Niederösterreich und abermals auf eine Straße gelangen, die in ziemlich gerader Linie von Weitersfeld nach Zlabings führt. Gewiß war sie einst ein wichtiges Bindemittel zwischen Böhmen und Wien, dafür zeugen die breite Anlage der Straße, die tiefen Radspuren und die Presssteine längs der Fahrbahn, an denen deutlich das immer und immer wiederholte Streifen und Schleifen der Wagen zu erkennen ist. Wir stoßen bald auf eine zerstörte, dann auf eine neu angelegte Brücke, von welcher etwa 10 Minuten entfernt am linken Ufer der Thaja Unter-Thürnau mit seiner Burg-ruine liegt. Breiter und breiter wird das Flußthal, eine Kirche und Häuser werden vor uns sichtbar, sie sind nur von der Thajaseite zugänglich, auf den übrigen Seiten aber von Höhen umlagert, sollte das Drosendorf sein? Unsere Karte bestätigt es, aber wir sind enttäuscht, ganz anders hatten wir uns die Stadt nach den Schilderungen vorgestellt, sie konnte sich wohl noch zu mäßiger Größe ausdehnen hinter dem Uferberge, der rechts unsern Blick begrenzt, aber unseren Erwartungen von Drosendorf kann das Landstädtchen vor uns sicher nicht entsprechen. Doch gehen wir noch 20, noch 50 Schritte und unser Staunen verwandelt sich in helle Freude, die westliche Höhe, welche die Ausdehnung des Ortes zu hindern schien, ist voll besetzt von einem Mauerfranze, der von steilen Giebedächern, von Rauchfängen und Kirchturm überschaut wird und uns



den seltenen Anblick einer wohl erhaltenen, mittelalterlichen Bergveste bietet.

Nur zwei ähnliche Ansichten — sagt Bornemann — erinnere ich mich auf meinen Wanderungen gefunden zu haben: die aufgelassene und öde Festung Rottenberg in Mittelfranken und Königstein in der sächsischen Schweiz; der Umfang aller drei Befestigungen dürfte ziemlich gleich sein, aber während der Rottenberg steif und todt über der Landschaft liegt und der Königstein mit seinen senkrechten fahlen Wänden und seiner glattrasirten Oberfläche uns ernst und kalt läßt, macht uns der freundliche Anblick von Drosendorf das Herz warm, mit den Alleen und Baumgruppen, welche die Stadt rings umgeben und von den Mauern und den Befestigungsthürmen nur gerade so viel durchblicken lassen, als zum Schmucke der Stadt beiträgt und ihr ein alterthümliches fesselndes Aussehen verleiht. Wir haben Glück, denn wir sind gerade von der günstigsten Seite angekommen und überraschend hoch und stattlich nimmt sich die alte Veste von dem Punkte aus, wo sie uns zuerst erschien.

Die Häuser im Thale bilden die Altstadt und ihre Kirche besitzt ein wunderhübsches gothisches Sacramentshäuschen, doch halten wir uns nicht unten auf, sondern eilen, in die obere Stadt zu kommen. Drosendorf liegt auf einem Berge, dessen südlicher, westlicher und nördlicher Fuß von der Thaja bespült wird und hängt also nur an einer überdies sehr schmalen Stelle mit dem von der Thaja und dem Thumritzbache umschlossenen Höhenzuge zusammen. Dieser Punkt wurde und

wird beherrscht vom alten Schlosse und zwei massiven Thorthürmen, vor denen ein breiter Graben und eine Mauer mit kleineren Thürmen feindliche Annäherung erschweren. Rings um die Stadt ist die alte Mauer noch vorzüglich erhalten, nur werden die von 50 zu 50 Schritt wiederkehrenden Befestigungsthürmchen als Lusthäuser und Sommervillen benützt, seit der Stadtgraben ein üppiger Blumengarten und der äußerste Wall durch schattige Alleen zur Promenade umgewandelt ist. Innerhalb der Thore ziehen sich enge und krumme Gassen nach dem langgestreckten Marktplatze zu, wo sich Rathhaus, Kirche, Apotheke und Gasthof befinden; noch steht auf dem Platze eine schlanke alte Säule mit gothischen Ornamenten, es ist der Pranger mit Eisenring und der steinernen Kugel; auch die schmucklose Kirche besitzt im Chore noch Spitzbogenfenster aus alter Zeit.

Francis Broemel schildert unser Drosendorf in folgender Weise: „Dunkel und düstig ist der Tann um Drosendorf, kühl die Fluth und weich die Welle der Thaja, so weich wie ihr Name. Die Wellen legen sich sehnsüchtig wie Nixenarme dem Schwimmer auf die Schultern, hier, wo die Thaja aus ihrer langen Waldeinsamkeit hervortritt in glatten, stillen Spiegeln, die nur hie und da durch niedrige, leise rauschende Wasserfälle unterbrochen werden. Dann, nachdem sie zur Hälfte den Felsenkegel von Drosendorf umzogen, verschwindet sie ostwärts wieder in andere Waldeinsamkeit, mit sanftem Flüstern, halb überschattet von Tannen- und Fichtendunkel. Und wie kann

sie stürmen, wenn einmal die Wolken brechen! Auf ihrer Bahn erinnert sie an die Selke und Bode des deutschen Harzes und, wie in Jugend-Erinnerungen versenkt, blickte ich öfters um mich, ob nicht der graue Brocken mit dem Herrentanzplatz den grünen Bergen plötzlich über die Achsel blicken würde.

Drosendorf in Niederösterreich — Stadt Drosendorf, wie die Bewohner mit Nachdruck sagen, um des Fremdlings Geringschätzung zu begegnen — ist sogar eine Doppelstadt und jede hat ihre eigene Bürgermeisterei. Stadt Drosendorf liegt auf der Höhe, in seiner Lage an Ofen erinnernd, Altstadt Drosendorf aber tief im Thale, nur eben ein kleines Häuflein von Häusern, welchen die Obstbäume so weit über den Kopf gewachsen sind, daß man zuerst des Grüns der Baumkronen und dann erst der Häuschen darunter ansichtig wird. Jenes, unerreicher den mitunter wüthenden Hochwassern, von deren Gewalt im Thale Reste von ehemaligen Steinbrücken Zeugnis geben, hat, weil es der Felsenabhänge wegen niemals sich ausdehnen konnte, auch wohl zur Zeit seiner historischen Blüthe nicht mehr als jetzt, nämlich siebenhundert Menschenkindern ein Obdach gewähren können. Es gehörte in alter Zeit zu den ausliegenden Castellen, welche von den Römern zum Schutze der Vindobona, unseres Wien, gegen die Razzias, der damals schrecklich wilden Raubvölker in Mähren und Böhmen, erbaut worden waren. Der Name Drusdorf, Drusendorf, welcher allmählig dem heutigen Platz gemacht, wird von keinem Geringeren als von



Drusus Germanicus abgeleitet, der mit jener Veste dem Thajathal, wo es das Einfallsthor aus Böhmen und Mähren nach Niederösterreich bildete, einen granitenen Riegel vorschieben wollte.

So steht's in der Chronik der Stadt:

„Drusendorf war eine wichtige Grenzfestung mit doppeltem Ringe und Wallgräben, Zufluchtsort für bedrängte Landes-Einwohner, zugleich Grenzfestung gegen Böhmen und Mähren. Die Stadt stand schon 43 Jahre vor der gnadenreichen Geburt Christi, unseres Herrn, als ein Dorf, als Oesterreich noch von zwei Legionen guter deutscher Kriegsvölker unter ihrem Könige Arminius beherrscht und das orientalische Reich genannt wurde. Als aber die Römer dasselbe vollends unter ihre Gewalt gebracht hatten, wurde durch ihren Feldherrn, Varo Quintilius, obbenannter König daraus verjagt und von Quintilii Nachfolger, Drusus Germanicus genannt, welchen Tiberius Nerone, gewestener Bürgermeister von Rom und Bruder des Kaisers Tiberii Neronis allda mit Liviona, seiner Gemalin (welche nach des Bürgermeisters Tode Kaiser Augustus geehelicht) erzeugt und später von denen unter Servus Sulpitius Galba bei Colonia Agrippina gestandenen Legionen wegen seines Wohlverhaltens gar zum Kaiser ernannt worden, als einem Bauliebhaber Drusendorf in die Ringmauern eingeschlossen, zu einer Festung erbaut und über 600 Jahre lang als eine geschlossene Stadt gehalten.“

An der Hand der Chronik den Faden der Geschichte aufnehmend, finden wir darin, daß

550 Jahre hintereinander „Hunnen, Gothen und Longobarden“ im Thajathale gehauset, welche wieder durch Schwaben und Bajuwaren abgelöst wurden. Ein sicherer „Fileteus“ und „Flacidius“ „zwei reiche Gebrüder,“ tauchen einmal als Herren des Landes auf. Und weil des Königs „Clodoves von Frankreich“ Erbin Johanna „unverehelicht, also ohne Leibeserben“ dahingeschieden, sei Oesterreich dem römischen Reiche als Lehen zugefallen. Die Zinserschätzungsgelder, was immer das gewesen sein mag, mußten „des heil. römischen Reiches uraltem Kammergericht zu Speyern“ eingeliefert werden. Unter einem in Oesterreich mächtigen Junggrafen von Lamberg, Leopold der Streitbare genannt, wurde Drosendorf dem 1110 „von neun französischen Adelspersonen“ gegründeten Tempelherren-Orden „in Nutzung“ gegeben, weil aber „demnach anno 1312 allen diesen Ordenspersonen wegen ihrer verübten Laster das Leben auf einmal genommen, zur Hofkammer gezogen, weil damals schon Kaiser Ferdinand III. regierte. Und anno 1668 begegnen wir dem Orte als einem Sprinzenstein'schen Fideicommiß „unter den Lambergern.“ So ist der Ursprung des Besitztittels der heutigen Grafen Hoyos-Sprinzenstein gefunden. Bis 1370 nannten sich die Erzherzoge von Oesterreich auch Markgrafen von Drosendorf.

In Stadt Drosendorf hat sich bis heute unter den Leuten die Meinung erhalten, daß ohne die Bravour ihrer Bürger die Geschichte des Hauses Habsburg vielleicht eine andere Wendung genommen hätte. Die Chronik sagt unter Anderem:

„Für den König Ottokar von Böhmen war die Stadt ein verhängnißvoller Ort; denn, als er im Jahre 1278 diese Stadt belagerte, vertheidigten sich die Bürger und die hiesige Besatzung sehr tapfer und hielten den Feind so lange auf, bis Kaiser Rudolf von Habsburg Zeit gewann mehrere Hilfstruppen, darunter ungarische und steirische Heere, an sich ziehen zu können . . . . Als König Ottokar von hier vertrieben wurde, zog er gegen das Marchfeld, wo er von Rudolph von Habsburg mit seiner versammelten Heeresmacht derart geschlagen wurde, daß er Krone und Leben verlor.“

Außerhalb der Stadt wurde zum Andenken dessen eine Siegessäule errichtet, die noch heute steht. Dort ballte die stolze Kunigunde von Böhmen fluchend die Fäuste gegen das tapfere Nest, das neunzehn Sturmzüge abgeschlagen. Noch steht die innere breite Ringmauer der Stadt, deren Inselkegel mit dem Festlande nur durch eine alte, einst von hohen Thürmen flankirte Steinbrücke verbunden ist; darunter liegen trockene grün bewachsene Wallgräben, aus denen sich staffelartig alte Befestigungen erheben. Die innere Ringmauer zeigt am Fuße noch hie und da uralte römische Arbeit aus blauem Granit und schwarzem Feuerstein in einer Dicke von zehn Fuß, die auch den eisernen Kindern vom „Vater Krupp“ noch zu schaffen machen würden. Oben auf der Mauer konnten ehemals die ehrsam tapferen Bürger mit ihren Ehegesponsen einen Spaziergang um die Stadt machen. Da ragen noch die alten Zinnen, die so viel Stürme erlebt,



die Treppenschluchten, die Brustwehren, wo sich die Vertheidiger zwischen der inneren und äußeren Ringmauer zu versammeln pflegten, das „Rundelle“ aus der Zeit Albrecht Dürer's, die „Schartenzellen“ und „Machicullis“ mit endlosen Schießschartreihen; von der zweiten Mauer sind nur noch wenige Reste vorhanden. Goldmoos glänzt von Mauervorsprüngen, und an mehr als einer Stelle haben armdicke zwanzig Fuß hohe Weinbäume sich mitten durch das alte Steinwerk einen Weg gebohrt, Jahrhunderte alt und doch von goldenen Trauben schwer! Ein Gemälde im Stadtschlosse des Grafen Hoyos stellt einen Belagerungskampf auf der Höhe der Mauern und auf der Ausfallsbrücke dar. Es wird wacker gemehelt zwischen „zween Völkern in rothen und blauen Wämsern,“ mit Hellebarden, Morgenstern und Urkeuse, Wallbüchse und Gabelspitze, denn auch damals war man schon erfinderisch, um mit scheußlichem Salpeter die „Ebenbilder Gottes“ in die andere Welt zu blasen.

Durch diese gewundenen Thalschluchten zogen Römer, Hunnen, Magyaren, Gothen und Longobarden, Hussiten, Schweden und Franzosen. Es klingt in der Luft, und manch tausend Heldenthaten, die für Sang und Klang und Lied verschollen, wurden hier ausgeführt beim Ton der Tuba, des Clarion und der Trompete, in uralten Tagen und im Mittelalter, als in der Weltgeschichte die Kanonen den ersten schrecklichen Kindeschrei gethan, und im Donnergange jener Kriegswindbraut, die dem Athem des ersten Bonaparte entsprang.

Und nun so still und grün und vergessen von aller Welt! Wenn man sich unter den dunklen Schatten der Ringmauer streckt und über die thalwärts steil abfallenden, halb verwilderten Gärtchen und Trümmerstücke blickt, kann man sich so in die Erinnerungen der alten Tage versenken, daß man es ganz zeitgemäß finden würde wenn plötzlich klirrenden Fußes eine Schildwacht altrömischer Legionen vorüberschritte, oder drüben auf der nach der Altstadt führenden Bergstraße ein fähnlein Ritter und Knappen, die den weißen Zelter der Dame führen, vorüberzöge. Da drüben an der Halde erscheinen Tempelherren im wallenden weißen Mantel mit dem blutrothen Kreuze darauf, um in der Burg Eisenstein zu bankettiren. Und dort zu Häupten klingt Harfenrauschen vom halbzerfallenen Altane, und eine weiche Stimme singt Lieder, die einer anderen Welt angehören. Und dort Hufgetrappel und Schwerter schlagen — heioh! — des großen Friedländers Reiterei, die federwehenden Wallensteiner im Gefecht mit Orenstjerna's blau-gelber Schweden-Cavallerie. Wie die Funken stieben und die Rosse feuhen — vorbei! — vorbei!

Die Schweden, die schlimmen Schweden! Von deren Art zu hausen erzählt die Drosendorfer Chronik mancherlei und vom dreißigjährigen Kriege überhaupt, z. B. wie er „kam — mit einer großen Anstalt — der Fürst Christian von Anhalt“ und einen Kugelregen über das alte Nest ausschüttete, welches Thun aber, wie eine unter einer Kanonenkugel angebrachte Mauerinschrift besagt, „nur einem Schweine den Rüssel

weggeschossen“ mit dem Zusatze „zur Beehrung der heiligsten Dreifaltigkeit — Sey Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit.“ Der architektonischen Denkmäler an die Vergangenheit innerhalb der Stadt gibt es nur wenige. Feuer und Krieg haben zu oft hier gewüthet. Weil sie aber niemals erobert ward, könnte man sie „Drosendorf la Pucelle“ benennen. Schloß Hoyos, an der östlichen Felsenecke der Stadt, einmal durch Blitzschlag eingeäschert, ist erst zweihundert Jahre alt. Ihm gegenüber steht ein breitbrustiges, stockhohes Haus mit halbverblichenen Fresken — Ritterchlachten darstellend — rings um die Außenmauern laufend, wie man deren in italienischen Städten findet. Dann steht auf dem langen breiten Marktplatz die unvermeidliche Pestsäule, daneben der oben erwähnte Pranger mit der an einer Kette hängenden Steinfugel, welche dem armen Schächer auf die Brust gelegt wurde. Helles Wasser sprudelt zu Tage, das aus einer in grauer Kriegszeit angelegten meilenlangen hölzernen Wasserleitung herrührt, welche unter dem Erdboden läuft; daneben steht ein breites Brunnenhaus, in welchem ein riesiges Holzrad von starken Männern gedreht wird, um viele Klafter tief aus dem Felsen heraus krystallenes Wasser zu Tage zu winden. Die alten Drosendorfer hatten sich so doppelt vorgesehen für schwere Tage, deren es in Fülle gegeben. In der Kirche befindet sich der ganze Leib einer Heiligen, der Märtyrerin Valentina — ein Geschenk des Papstes an die Gräfin Lamberg — in einem Glaskasten auf einem der Altäre aus-



gestreckt. Der hölzerne Uhrenmann auf dem Kirchturm ist indeß verschwunden. Das war ein kluger Mann, der klügste, der jemals aus Holz geschnitten wurde. „Er läutete die Glocke,“ schreibt der Chronist, „eine Minute vor Stunden-schlag. Er weckte so die Bewohner zur rechten Zeit, als Feinde einen Ueberfall machen wollten.“ Auch von einem anderen, einem Wallfahrtskirchlein unweit der Stadt, wird erzählt, von dem heute nur eine Capelle vorhanden. In einer wunderthätigen Quelle, die ein Eremit entdeckte, ist sie gelegen und heißt die Maria-Schnee-Kirche am Bründl. Doch Kaiser Joseph verfuhr etwas summarisch mit dem Wunder. „Es wurde verboten, in dieser Kirche ferner Gottesdienst abzuhalten; die sämtliche Kircheneinrichtung wurde in die Stadtkirche nach Drosendorf überbracht; das aus Holz geschnitzte verehrte Maria-Schnee-Bildniß mußte auf kreisämtliche Anordnung nach Krems eingeliefert werden, von wo es nicht mehr zurückkam.“ Auch der Eremit hat keine Nachkunft hinterlassen.

Sie transit! Und auch für die Stadt kamen andere Tage „Die schöne eigene Kopfstätte — „früher geköpft, später gehängt“ ist mit der „eigenen Gerichtsbarkeit“ verschwunden und keine „Armesünder-Profession“ mit dem schwertragenden Bürgermeister an der Spitze zieht mehr zur stattlichen Kirche der weißen Mönche, die ihr alt befestigtes Kloster in Geras haben, nach der kleinen, grünen Altstadt ins Thal hinab. Dort, auf öder Hügelseite am Friedhose, wo unweit ein trockenes, tiefes Wildbachbett mächtiges

Steingeröll aufgehäuft, findet sich der Rest einer uralten Sacristei; einst war es die „Ulrichskapelle, wo einzig und allein Gottesdienst abgehalten wurde, als das Christenthum noch wenig verbreitet war.“ Nahebei stehen die Ueberreste einer Johamiskapelle. „Die wurde schon,“ wie der Chronist sagt, „als im zehnten Jahrhundert das Christenthum eingeführt wurde, zu klein.“ Im Hussitenkrieg ward sie arg beschädigt und die „Schweden benützten sie als Pferdestall, als sie Drosendorf belagerten.“

So ließe sich noch Manches aus dieser Chronik erzählen, aus der Tempelherrenzeit und aus jenen Tagen, wo 1305 „Heinrich Dürrenteuffel von Jaispitz mit seinen Brüdern Heinrich von Neuhaus, welcher am liebsten in der Znaimer Burg hauste und Albert von Döttau, sämtlich Raubritter, mit Herzog Wilhelm und Albrecht IV. von Oesterreich“ eine Schlacht geschlagen und von diesen belagert wurde. Doch genug!

Im goldenen Löwen, wo die Post ausspannt, kehren wir nun ein, um uns die wohlverdiente Ruhe und Stärkung zu gönnen; in Ermangelung anderer Unterhaltung muß uns der Wirth während der Mahlzeit erzählen, was er von der Geschichte der Stadt weiß. Trotzdem er versichert, sich nie dafür interessirt zu haben, krant er seine Kenntnisse aus und meldet, „daß einst der böhmische König Ottokar Drosendorf belagert und mit „Kanonen“ beschossen habe, aus welcher Zeit noch jetzt in der Nähe des Hauptthores eine Kugel mit Inschrift zu sehen sei; glücklicherweise aber sei die große Königin Maria Theresia zu

Hilfe gekommen und habe die Stadt befreit. Ja, ja — Drosendorf ist eine alte Stadt, von hier aus ist Böhmen, Mähren, Oesterreich und ganz Ungarn erobert worden.“ Wie sonderbar sich doch im Kopfe der Leute die Weltgeschichte wieder spiegelt — bis zur höchsten Vollendung von Einheit in Zeit und Ort, wie im altgriechischen Drama.

Nachstehend die Geschichte von der Kanonenkugel; sie lautet höchst erbaulich folgendermassen:

„Als den 9. Sept. damahlen der Tag war,  
 Und man zählet daselbst das 1620. Jahr,  
 Kam mit einer großen Anstalt  
 Der Fürst Christian von Anhalt  
 Aus Böhmen vor die Gränzstadt  
 Und diese Kugel mit 14 Pfund hereingeworfen hat  
 Gedacht diese kleine Gränzstadt einzunehmen  
 Nichts verlegt als den Rüssel von einer Schwein  
 Ist von Dampira Komendant aus dieser Stadt,  
 Den 20. Sept. vertrieben um Mitternacht,  
 Worauf seine Belagerung aufgehoben,  
 Und sind von dannen in's Böhmen gezogen,  
 Zu Beehrung der heiligsten Dreyfaldigkeit  
 Sei Lob Ehr' und Preis in Ewigkeit Amen.“

Zum Schluß wollen wir in gebührender Dankbarkeit die auf der soeben vollendeten Tour empfangenen Eindrücke uns nochmals vergegenwärtigen und auf die geschauten Bilder noch einen kurzen, pietätvollen Rückblick werfen.

Freudig müssen wir es bekennen, daß die mit so frischer Wanderlust von uns begangene Strecke Znaim-Drosendorf lebensstrogende Eindrücke auf uns hinterlassen hat.



Die Wald- und die Höhenzüge, welche die Thaja von Snaim aufwärts auf beiden Ufern begleiten, bergen aber auch Naturschönheiten von mitunter überwältigenden Wirkungen und entwickeln einen nie ermüdenden Wechsel von Scenerien.

Die fahlen, phantastisch geformten, himmelwärts strebenden Felswände contrastiren gar seltsam mit dem üppigen Grün des Waldes und mit den glitzernden Wellen der Thaja, welche letztere das graugrüne Gewand von Fels und Wald wie silberne Borden umsäumen.

Wüste Steinhalden und Geröllfelder, die sich mit ungezügelter Gewalt von mächtigen Berghöhen herab in die tosenden Fluthen stürzen, reihen sich an unterirdische Eismassen, die aus finsternen Höhlen frostigen Hauch uns entgegen sandten.

Lachende Obstgärten und freundliche Weingelände, die sich stellenweise an das ernste Wald- und Felsenlabyrinth heranwagen, bezeugten uns das nähere Herantreten menschlicher Wohnungen; es beschlich uns hiebei ein wohlthuendes, besänftigendes Gefühl und mit Macht drängte sich unserer erregten Phantasie das Bild einer lieblichen Oase auf. Aber wie diese in der Wüste, so erscheinen auch jene lichten Culturpunkte verschwindend klein dem unbeschränkt sich ausdehnenden, unentweiheten Waldmeere gegenüber.

Bald jedoch suchte Mutter Natur unsere Reflexionen auf andere Bahnen zu leiten.

Unter dem kühlenden Blätterdache majestätischer Eichen und Buchen breitet die anmuthsvolle

flora zum Tummelplatze munterer Najaden und Dryaden ihren weichen, in den buntesten Farben strahlenden Teppich aus und in Busch und Flur erschallt es von Liedern, um den Meister zu loben, der Alles ringsum so schön aufgebaut. Zahllose Gilden leichtbeschwingter Sänger haben sich zu edlem Sangerwettstreite eingefunden.

Neben dem Streben und Schaffen der ewigen Natur gewahrten wir auch das Walten vergänglicher Kunst.

Wir schauten auf unserer Wanderung Baudenkmale der verschiedensten Richtungen, aus den entlegensten Zeitaltern, von der ursprünglichsten bis zur vollendetsten Stufe der Kunst.

Wir erblickten moosumsponnene, halb verwitterte Steintrummer, die in der primitivsten Art zu Mauern und Wällen ubereinandergehauft sind — wahrscheinlich die letzten Denkmale altgermanischer Zeit — wir sahen ehrwürdige Andenken an die poesievolle Ritterzeit, altersgraue Ritterburgen, die theils noch erhalten, theils durch Zeit und Menschen zu Ruinen geworden, von ihren Höhen einen romantischen Schimmer auf die ewig unveränderliche, ewig schöne Natur werfen.

In Fabriken und Gewerken, diesen modernen Burgen, gewahrten wir ferner das Scepter der Industrie, des Bürgerthums und des Burgerfleisses.

Angesichts der segensvollen Wirkungen dieses auf friedlicher Grundlage ruhenden und Friedenswerke pflegenden Scepters freuen wir uns darüber, daß im Verlaufe der Zeit und bei eingetretener Entartung auch das raub- und fehdesuchtig ge-

wordene Ritterthum trotz all' seiner Romantif dem Nützlichkeitsstreben des so lange verachteten und geknechteten Bürgerthums huldigen mußte.

für weitere Staffagen voll Leben und Bewegung haben wir die Fauna sorgen gesehen, denn ganz interessante Bekanntschaften mit Hirschen, Rehen und Füchsen, mit Fischottern und Dachsen haben wir durch ihre Vermittlung gemacht.

Daneben hatten wir vielfach Gelegenheit noch andere, eben so lebendige, aber körperlose und daher nur für das innere Auge sichtbare Staffagen zu erblicken, die in das ehrwürdige Gewand von Sage und Mythe gehüllt, die alten Burgen und Trümmerhaufen umflattern und die eben so schön und eben so kühn, wie die Natur, in der sie entstanden und der sie ihre Waldfrische danken, allenthalben an uns herangetreten sind.

Das ungefähr ist in kurzen, knappen Zügen die Charakteristik des Wesens des Thajabilder.

Nachdem aber die Natur unsere mährische Heimat nicht stiefmütterlich mit solchen und ähnlichen Bildern bedacht hat und besonders auch der Norden reich ist an überwältigend wirkenden touristischen Reizen, so wiederholen wir zum Schluß den Wunsch, den wir bei Beginn unserer Wanderung ausgesprochen haben, den Wunsch nämlich, daß unser engeres Vaterland nach Verdienst gewürdigt werden möge.

Wird ihm die verdiente Erfüllung, so ist der von uns angestrebte und mit bescheidenen Kräften in's Werk gesetzte patriotische Zweck erfüllt!

---



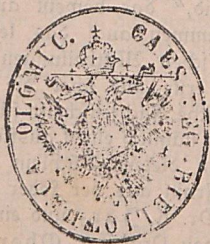
— — — — — — — — — — —  
 — — — — — — — — — — —  
 Es war uns eine liebe Aufgabe, die wir in den vorstehenden Blättern zu erfüllen versucht.

Daher auch bemühten wir uns Zeile für Zeile die Schilderung der Thajagelände entsprechend dem Eindrücke zu gestalten, der sich jedesmal unserer bemächtigte, so oft wir die geschilderten Punkte besuchten.

Daß einzelne Erscheinungen dortselbst „einzig in ihrer Art sind,“ das beweist außer anderen competenten Stimmen auch das letzte Maiheft der Petermann'schen Mittheilungen in Gotha, bekanntlich die erste und über die ganze Welt verbreitete deutsche Fachzeitschrift für Geografie. Dasselbe brachte nämlich einen ausführlichen Aufsatz über die in diesem Büchlein besprochenen Eishöhlen bei Frain aus der Feder des Gymnasial-Professors Dr. K. Jarz und ein sehr instructives Croquis von Professor Oborny (beide in Znaim), welches die Partie von der Eisleiten bis Frain und noch ein beträchtliches Stück vom rechten Thajaufer umfaßt. Durch diese Arbeit wird in den weitesten Kreisen die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Touristen auf jene Naturerscheinung der Eisleiten gelenkt und es hat bereits auch Prof. Schwalbe auf Grundlage des Aufsatzes von Dr. Konrad Jarz in der physikalischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag über die Frainer Eishöhlen gehalten und darin hervorgehoben, daß diese Erscheinungen ganz einzig in ihrer Art sind; denn während alle bis nun bekannten Eishöhlen der Erde nur in Kalk- und

Basaltgestein vorkommen, gehören jene bei Frain der Gneißformation an.

Gestützt auf diese und ähnliche Urtheile der Neuzeit, übergeben wir somit das vorliegende bescheidene Essay mit dem Wunsche der Oeffentlichkeit, daß selbes beitragen möge das Interesse für unsere Heimat zu fördern.







Im Verlage von S. Slavik in Olmütz sind  
erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Das romantische Mähren.

Eine Sammlung  
vaterländischer Sagenstoffe.

Herausgegeben von Wilibald Müller.

Gr.-8<sup>o</sup>, 30 Bogen,  
Preis broschirt 2 fl. 80 kr., eleg. gebunden 3 fl. 60 kr.

Passendes Festgeschenk  
für alle Freunde vaterländischer Literatur.

---

## Heideröschchen.

Roman von fr. Gräfin v. D. . . . .

Gr.-8<sup>o</sup>, 11 Bogen, Velinpapier,

Preis 1 fl. 50 kr.

Journale ersten Ranges haben „Heideröschchen“ in der  
günstigsten Weise beurtheilt.

---

## Nus bewegter Zeit.

Erinnerungen eines österreichischen Soldaten an  
den Feldzug im Jahre 1866.

Von Oskar Meister.

Gr. 8<sup>o</sup>, 5 Bogen. — Preis 50 kr.

Se. I. L. apostol. Majestät geruheten den Verfasser durch  
Allerböchste Anerkennung und eine sehr namhafte  
Spende auszuzeichnen.

Residenz- und Provinzblätter haben dies Werkchen  
bestens recensirt.

---

## Erloschene Geschlechter.

Historische Erzählung von Gaston Delmar.

Gr.-8<sup>o</sup>, 6 $\frac{1}{2}$  Bogen. — Preis 60 kr.

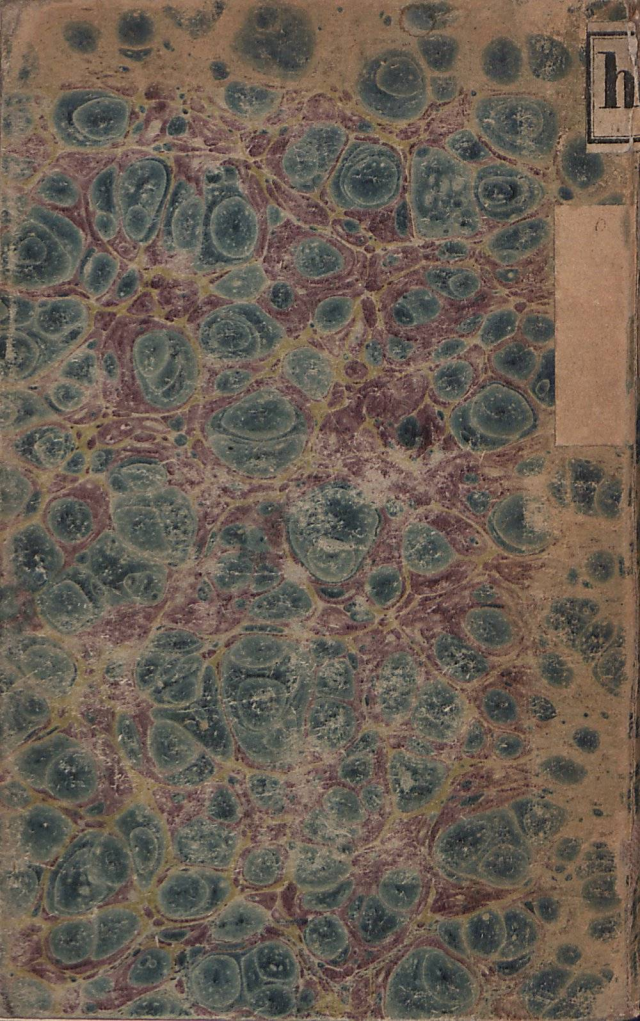








Hilicka 1882 № 187



h

0

[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)